NB. Die Schlußbände von „Becker's Thurmkäthherlein“ können wegen Krankheit des Autors erst später nachgeliefert werden.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Unter Betheiligung
der ersten deutschen Schriftsteller
herausgegeben
von
Alfred Meißner.

XXVI. Jahrgang. 3. Band.

Nomaden.

Roman
von
Robert Byr.

Erster Band.

Leipzig.
Ernst Julius Günther.
1871.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Unter Betheiligung

der ersten deutschen Schriftsteller

herausgegeben

von

Alfred Meißner.

XXVI. Jahrgang. 3. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1871.

Nomaden.

Roman

von

Robert Byr.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1871.

Erstes Kapitel.

Am Bord des „Leman."

„Kommt der Zug noch immer nicht? Schon zehn Minuten Verspätung! Ist ein Unglück geschehen? Immer diese Fahrlässigkeiten!"

So fragte ein etwas verwittert aussehender, nicht mehr ganz junger Mann den Portier des Bahnhofs von Lausanne, und die zwar noch höfliche, aber ungeduldige Antwort: „Je vous dis encore une fois que le signal a été donné," verrieth, daß die Frage schon einigemal wiederholt worden war.

Derjenige, welcher sie gestellt, schien nur halb befriedigt und that wieder einen Blick auf die ziemlich große, altväterische, goldene Cylinderuhr, die er an einer Kette aus Menschenhaaren um den Hals trug.

Er zeigte eine nervöse Unruhe und schritt rasch auf dem Perron hin, der sich schon ansehnlich mit Reisenden gefüllt hatte, welche gleich ihm den Zug zu erwarten schienen und sich mit Schachteln und Handsäcken zu thun machten.

Ein leises ironisches Lächeln hob seinen rechten Mundwinkel und mit diesem die Spitze seines rothen Schnurrbartes, als er an einer Familie vorüberschritt, deren fünf jüngere Glieder mit sogenanntem Handgepäck wie Maulthiere beladen waren, während die dicke Mama einen Riesenkorb mit prachtvollen Weintrauben schleppte, von denen sie immer wieder eine Beere naschte. Der spöttische Beobachter zuckte die hagern Schultern und murmelte etwas zwischen den schadhaften Zähnen, was beinahe wie „Packesel!" klang. Ob nun die würdige traubenessende Dame etwas davon gehört oder den Sinn blos errathen hatte, sie maß den Betreffenden mit keineswegs günstigen Augen und erwiderte innerlich seine Bemerkung wahrscheinlich mit einer nicht viel schmeichelhaftern.

Seine Erscheinung konnte in der That zu allerlei Vermuthungen über seinen Charakter Anlaß geben. Der unmoderne flaschengrüne, etwas abgeschabte Rock, der Hemdkragen, der von seiner tadellosen Weiße und Glätte schon ein wenig eingebüßt hatte, die derben gefetteten

Schuhe und der von Schweiß und Regen arg zugerichtete Hut zeigten von einer cynischen Gleichgültigkeit gegen das Aeußere. Das schmale Gesicht trug eine stark gallige Färbung, deren Reiz durch das helle Roth des Haares und Bartes nicht sonderlich gewann. Der letztere zog sich um |Mund und Kinn und endete unter diesem wie ein breit abgeschnittener Reisbesen. Das Interessanteste an dem Manne waren die Augen, deren tiefgrüne Pupille zu Zeiten sehr groß und leuchtend erschien; ihr Blick verrieth scharfen Verstand, wiewohl er ein wenig unruhig umherfuhr und gleich den eckigen und hastigen Bewegungen seiner langen Arme und der ebenso geformten, sonnverbrannten Hände auf eine gewisse vertrackte Eigenthümlichkeit des Wesens schließen ließ.

Der Besitzer dieses im Ganzen wenig einnehmenden Aeußern streifte mit einem sarkastischen Blicke eine Gruppe rührender Gattenliebe am Ende des Perrons; es war beinahe etwas wie Schadenfreude in seinen Zügen über den nur mit Mühe verhehlten Schmerz in dem bleichen Antlitz des Mannes, den Frau und Knäblein weinend umschlungen hielten im Bangen des Abschieds. Der rothe Schnurrbart zuckte wieder, und sich gewissermaßen mit innerer Befriedigung über sein Alleinstehen in die Brust werfend, schritt der Hagere

weiter, zog gleich darauf wieder die Uhr und wollte eben neuerdings auf den Portier zutreten, als die Glocke angeschlagen wurde.

Lebhafte Bewegung kam auf das Zeichen in alle Gruppen. Die Wartenden sprangen von ihren Sitzen, griffen nach ihrem Gepäcke, drängten hierhin, dorthin durcheinander, die meisten dem Zuge entgegen, der langsam in die Halle hereinfuhr, als kämen sie so früher an ihre Plätze, während der eigensinnige Maschinist doch wie zum Hohne die Waggons an den Ungeduldigen vorüberführte und diese nun wieder zur Umkehr zwang. Auch der Rothbärtige befand sich unter den letztern; er schien aber nicht so sehr Eile mit dem Einsteigen zu haben, sein Blick lief vielmehr musternd an den Coupéfenstern hin, unzufrieden darüber, keinem bekannten Gesicht zu begegnen.

Der Zug hielt endlich. „Lausanne! Dix minutes d'arrêt!“ gellte es wenigstens ein halb Dutzendmal aus dem Munde der Conducteure, die Thüren flogen schallend auf und das Gedränge der Aus- und Einsteigenden verhinderte auf einige Minuten jeden Ueberblick. Eine Wolke des Unmuths hatte sich auf dem galligen Antlitz des in seiner Erwartung Getäuschten gesammelt, die nur von einem Blitze der Augen erleuchtet, nicht aber eigentlich aufgehellt wurde, als sich plötzlich durch

das Gewühl eine Hand hindurchstreckte und eine den Lärm übertönende Stimme lauten Gruß bot.

„Grüß' Gott, grüß' Gott, Streicher! Schön, daß Du hier bist! Das ist recht!"

Der Angerufene antwortete nicht, sondern streckte nur halb die linke Hand, die einen derben Stock hielt, entgegen; es waren eigentlich nur zwei Finger, die der so eben Angekommene erhielt. In der Rechten wies er demselben die Uhr hin.

„Schon fünf Uhr!" sagte er, nicht frostig, aber unmuthig. „Neunzehn Minuten Verspätung!"

„Ja, dafür kann ich doch nichts!" lachte der Andere, indem er noch immer kräftig die zwei Finger schüttelte. „Stecke immerhin Deinen altehrwürdigen Chronometer ein, wer weiß, ob —"

„Meine Uhr geht ganz genau, sie ist alt, aber besser als Deine neue."

Die Unterbrechung war wieder in demselben scharfen, unmuthigen Tone gegeben, der aber durchaus keine Störung in der guten Laune des Ankömmlings hervorbrachte.

„Richtig, richtig — Vergebung! Ich wollte Deine Uhr durchaus nicht beleidigen oder ihre schöne Regelmäßigkeit in Zweifel ziehen. Aber jetzt bitte ich Dich, lieber Zacharias, nimm diese Tasche."

Abermals schnitt eine verdrießliche Unterbrechung die heitere Rede ab.

„Wie oft soll ich Dir denn sagen, Gerhard, daß ich nicht so genannt sein will? Diese Rücksicht könntest Du doch für mich haben, aber so seid Ihr Egoisten.“

Statt aller Antwort erscholl hierauf zuerst ein helles, wohllautendes Lachen, das die Wolke auf dem Antlitz des Sprechers bedeutend verdichtete, und erst als dieser die Bemerkung fallen ließ, er fände solch unmotivirtes Gelächter nicht sonderlich geistreich, erwiderte der Zurechtgewiesene, sich bezwingend:

„An Wunderlichkeit wenigstens hast Du im letzten Jahre nicht abgenommen. Aber wer kann alle Deine Eigenheiten auch behalten? Du rufst mich ja ebenfalls beim Taufnamen. Kann ich dafür, daß Dir der Deine nicht gefällt?“

„Bequeme Ausrede das ewige „Kann ich dafür?““

„Ach mein Gott, fange doch nicht gleich wieder zu zanken an! Ist das Dein ganzer Willkommsgruß? Sage mir jetzt, wo ich mein Gepäck in Empfang nehmen kann.“

„Wozu?“

„Nun, damit ich es aufs Dampfboot bringen lasse.“

„Aufs Dampfboot? Warum nicht gar! Was ist das wieder für ein Einfall? Ich habe ein Retourbillet."

„Was liegt daran?"

„Was daran liegt?" ereiferte sich Streicher, wie er denn seinem Wunsche gemäß genannt sein mag. „Was daran liegt? Ich glaube doch, daß man das Geld nicht so zum Fenster hinauswirft. Mehr als einen Franc!"

„Aber, lieber Freund, sei doch nicht so kleinlich eines Francs wegen. Du fährst mit mir und die Auslage ist natürlich meine Sache."

„Als ob es darum weniger zum Fenster hinausgeworfen wäre!" murrte Streicher, schon ein wenig beruhigt. „Aber Ihr wißt nicht, was Geld ist. Der Besitz erzeugt Egoismus. Man kann nicht Alles kaufen. Wenn Du mir wenigstens eine Andeutung gegeben hättest, daß Du zu Schiffe —"

„Wie kann man denn Alles so bestimmt voraussagen!" fiel ihm der Freund ins Wort. „Du bist ja selbst ein Feind alles Sichbindens. Gäbe es schlecht Wetter, wie in den letzten Tagen, so wäre natürlich die Bahn viel angenehmer. So aber ist der wundervollste Herbstabend, der See entzückend blau, wie ich von der Höhe sah, die Berge sind klar wie selten im Som-

mer, und ich sollte im Coupé eingeschlossen bleiben, indeß, wie ich eben im Waggon hörte, noch ein Schiff nach Montreux geht; das wäre ja Sünde gegen die heilige Natur! Da, halte! Wenn ich nur wüßte, wo das Gepäck — Was schreit dort der Alte immerfort? Ah, ich ahne es: „Par ici, messieurs, le débit de bagage!“ Ein komischer Schäker, wie unverständlich er das brüllt. Allons! Ich bin sogleich zurück.“

„Aber soll ich denn bei dem Nachtsacke Schildwache stehen?“ rief Streicher dem Enteilenden nach. Dieser aber hörte nicht mehr, noch weniger natürlich das in den Bart gebrummte „Egoisten!“ dem dann eine Betrachtung über das Aussehen des Freundes folgte, die mit der genugthuenden Wendung schloß: „Geld ist Gesundheit, sagt Ovid. Egoisten sehen immer gut aus, weil sie alle Emotionen von sich fern halten.“

Nach dieser Definition, die Streicher dem Aeußern nach wenigstens von allem Egoismus frei sprach, mußte sein Freund Gerhard allerdings diesem „conservirenden Laster“ sehr ergeben sein. Obwohl schon über die erste Jugend hinaus, zeigte die schlanke und kräftige Gestalt noch die volle Elasticität des schönsten Alters. Das volle dunkelbraune Haar und den gleichfarbigen dunkeln Vollbart, der nur an der Unterlippe auffallend heller war, durchzog noch nicht ein einziger

Silberfaden. Die kräftig edlen Züge waren etwas bleich, aber das machte nicht den Eindruck der Kränklichkeit, sondern nur der Sensitivität einer empfänglichen Natur. Die moderne Reisekleidung deutete wie der elegante Nachtsack aus dunkelgrünem Leder freilich auf die Gewohnheit hin, der eigenen Person eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dazu stimmten auch die feinen, tadellosen Handschuhe; wer aber die Ungezwungenheit der Bewegungen, die Gleichgültigkeit gegen die in Unordnung gerathene, überhaupt ungekünstelte Frisur, die Achtlosigkeit, mit welcher die hübsche Ledertasche auf den schmuzigen Fußboden gelegt wurde, prüfend zusammenhielt, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Gewohnheit eine eigentlich unbewußte, schon in der Erziehung gelegene war, die aus der Unbeschränktheit der Mittel von selbst entspringt, wenn der angeborene Sinn für das Schöne nicht immer mit der Sorge zu kämpfen und jede Ausgabe dem Bedürfniß abzuzwingen hat.

Das unfreiwillige Wächteramt, das Streicher auferlegt war, nahm ihn nicht lange in Anspruch, denn schon nach wenigen Minuten kehrte sein Freund mit einem Träger zurück, dem der Nachtsack sammt dem Gepäckschein übergeben wurde. Streicher ließ seinen Arm nehmen, und plaudernd schritten beide hinab gegen den

Landungsplatz von Ouchy. wo sie, so ziemlich die Einzigen, das eben anlegende Dampfboot, den „Leman“, betraten.

Es befanden sich auch nur wenige Passagiere darauf. Die Jahreszeit war für den großen Touristenzug doch schon ein wenig zu weit vorgerückt. In's Gespräch vertieft, dachten die beiden Neuangekommenen nicht daran, ihre Mitpassagiere einer besondern Musterung zu unterziehen. Seit einem Jahre hatten sie sich nicht mehr gesehen, dies und jenes wurde erwähnt, der Verabredung gedacht, die sie hier endlich wieder zusammenführte, und Streicher erzählte, wie er schon am Abend zuvor in Montreux angelangt und sofort auch für Gerhard ein Zimmer neben dem seinigen bestellt habe.

„Das war gut gethan!“ meinte Streicher's Freund, heiter mit dem Kopfe nickend. „Sie sind doch bequem und für den Winter eingerichtet?“

„Wer denkt denn an den Winter? Jetzt ist erst Herbst“, rief der Gefragte verwundert aus, erhielt aber keine Antwort, da so eben zwei Träger auf dem Schiffe erschienen, jeder mit einem ziemlich umfangreichen Koffer und außerdem noch mit einer Reisetasche beladen. Streicher warf eigenthümlich unfreundliche Blicke auf das ansehnliche Gepäck, für welches sein Freund Platz anwies, und äußerte, nachdem dieser die

Träger abgelohnt hatte, mit unverhohlener Ironie seine Verwunderung über solche vorsorgliche Reisevorbereitungen.

„Das ist ja doch nicht viel, nur was ich nothwendig brauche", lautete die Antwort.

„Nothwendig? Sehr dehnbarer Begriff, wie ich merke. Der Mensch soll frei sein und mobil. Was nicht in einen Koffer geht, ist Ueberfluß, der die freie Bewegung hindert."

Gerhard, wie er der Kürze wegen genannt sein mag, zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht wie Du Bias der all das Seine bei sich trägt", sagte er halb scherzhaft, halb ungeduldig und legte dabei seinen Ueberrock auf einen Klappstuhl, der vor der Kajüte des Kapitäns stand. „Zudem muß man sich für einen Winteraufenthalt doch anders vorsehen als zu einer Spritzfahrt während der Pfingstfeiertage."

„So — ich verstehe, hm! — oder nein, ich verstehe eigentlich nicht. Was sollen diese wiederholten Anspielungen? Willst Du Dich etwa wie ein Murmelthier einwühlen und eine Schlafhaube über die Ohren ziehen?"

Gerhard lächelte, aber sein Antlitz nahm sogleich einen ernsten Ausdruck an. Er zog den Hut ab und

strich sich mit dem Taschentuche über die breite, festgewölbte Stirn, auf der die Gewohnheit des Nachdenkens zu lesen war. Wie ein Schatten der Ermüdung glitt es über die blassen Züge, die dadurch jedoch nur an Bedeutung gewannen. Selbst das Auge senkte sich abgespannt und schweifte dann, ohne ein Einzelnes zu erfassen, über den See hin, den Horizont entlang, bis es endlich träumerisch an den leise verschleierten Spitzen der fernen Montblancgruppe haften blieb. Man erkannte jetzt, daß der Unterschied der Jahre zwischen den beiden Männern wirklich kein großer war. Hatte der eine das dreißigste überschritten, so war der andere gewiß noch nicht über das fünfunddreißigste hinaus. Freilich war Streicher eine jener Erscheinungen, die zehn, ja fünfzehn Jahre später noch immer ebenso aussehen, die nicht zu altern scheinen, weil sie niemals recht jung gewesen.

Es war, als ginge ein leiser Seufzer über Gerhard's Lippen. „Siehst Du", sagte er, „manchmal denk' ich mir, das Stillsitzen müßte doch auch nicht übel sein. Ahasverus wird das Wandern wohl auch schon satt haben."

„Weil er dazu gezwungen ist. Nur der freiwillige Entschluß befriedigt. Aber ich merke es, Du kommst aus diesen deutschen Wäldern, wo jeder Tan-

nenbaum Trägheit ausschwitzt und jede Buche zu unthätigem Hindämmern einladet. Die Heimat hat's dem deutschen Jüngling angethan! Was bliebst Du nicht hinter dem Kachelofen sitzen? Hättest fein ehrsam nochmals auf die Brautschau gehen sollen — nicht weit her — eine ehrliche Blankenburgerin. Wärst ein trefflicher Hausvater geworden. Die wilden musikalischen Träume, die weltenstürmenden Compositionen könntest Du in Wiegenlieder transponiren, und beim entzückenden Geschrei Deines durstigen Erstgeborenen käme Dir sicherlich Anregung zur dankenswerthen Förderung des Schul- und Kirchenliedes."

„Drolliger Mensch!" versetzte Gerhard lächelnd. „Hätte ich daheim bleiben wollen, ich wäre nicht hier. Mein Haus ist vermiethet und ich hielt mich nur etwa vierzehn Tage in Blankenburg auf. Daß mir unser liebes Thüringen recht sehr gefiel, in der That recht sehr, und daß ich recht lebhaft der vergangenen Tage gedenken mußte, ich leugne es gar nicht."

„Und wohl auch der schönen Emilie?"

„Ach laß die, Freund! Ich wollte, ich hätte sie nicht wieder gesprochen."

„Wieder gesprochen! Stößt sie noch mit der Zunge an die Zähne? Ihr einziger Fehler."

„Auch den hat sie sich abgewöhnt", seufzte

Gerhard mit schelmischem, doch auch elegischem Lächeln. „Sie mußte eben — sie hat keine Zähne mehr.“

„Keine Zähne! Emilie keine Zähne? Sie waren doch ihr größter Schatz!“

„Laß, laß diesen Schatz, Freund! Es ist wie mit allen Schätzen und Schätzchen, die mit der Zeit kamen und gingen, erwähnen wir ihrer nicht mehr. Man wird alt.“

Streicher machte wieder einen plötzlichen Ruck, als wolle er seine schmale Brust hervordrängen und seinen Kopf noch um einen halben Fuß emporschnellen.

„Alt wird, wer an der Scholle anwächst, die einst auf sein Grab gewälzt werden soll“, rief er, mit Emphase seinen Bart streichend. „Jung bleibt, wer die Eindrücke sich frisch erhält und durch raschen Wechsel vor dem Erblassen bewahrt. Was sind Jahre?“

„Ich erlasse Dir großmüthig die geistreiche Auseinandersetzung“, fiel Gerhard hier ins Wort. „Was Jahre sind, brauche ich nicht erst zu wissen, fange ich doch schon an, sie zu fühlen. Die unzweifelhafteste ihrer Eigenschaften ist die erschreckliche Kürze, die in einer geometrischen Progression zuzunehmen scheint.“

„Ob ich's nicht sage, die Hypochondrie ent-

wickelt sich mit dem Stillsitzen. Du mußt Dir wieder mehr Bewegung machen."

„Gern, nur laß mich vorerst ein wenig in unserm Winterquartier einwohnen. Willst Du nicht eine Cigarre? Ganz gute Londres!"

Aber Streicher achtete nicht auf das geöffnete Etui und die warme Anempfehlung. Heftig focht er mit den Händen in der Luft herum, und als sein Freund auf seinen überraschten Ausruf erklärte, er sehe Montreux nicht nur für das vorläufige Reiseziel, sondern für den Ruhepunkt an, wo er den ganzen Winter zu verbringen gedenke, da schien der schwache Geduldfaden vollends zerrissen und der Unmuth dieser leicht gereizten galligen Natur ergoß sich in breitem Strome.

„Ich denke, Du bist nicht bei Sinnen!" brach er los. Winterquartier! Winterquartier jetzt im Herbste! Welche Zumuthung! Wie kann man sich denn für einen Ort entschließen, ehe man noch das Für und Wider gehörig geprüft hat? Man muß doch erst sehen, was ein solcher Ort zu bieten vermag. Schon in schlechtern gewesen, meinst Du, o ich sehe Dir's an den Augen ab, doch ist das ein vernünftiger Grund, sich hierher zu setzen in dies einsame Nest?"

„Aber gerade im Winter gibt es da eine Menge Menschen", suchte Gerhard einzuwerfen.

„Als ob es mir um Menschen zu thun wäre! Aber natürlich, wenn Du nur-Deine Unterhaltung findest, dann ist es gleichgültig, ob ich all den langweiligen, bornirten Alltagsgesichtern gegenüber meinen Appetit einbüße oder dem rauhen Winter aus dem Rhonethal einen Rheumatismus verdanke, den ich nicht mehr aus den Gliedern bringe."

„Montreux wird ja eigens seines milden Klimas wegen aufgesucht."

„Lächerlich!" fuhr Streicher, der sich durch diesen neuen Einwurf nicht irre machen ließ, eifrig fort. „Deshalb kann es doch kalte Winde aus dem Rhonethal geben. Gletscherwinde müssen kalt sein und dann um so schlimmer, wenn sie unmittelbar auf unerträgliche Wärme kommen. Rascher Temperaturwechsel ist stets schädlich. Zudem greift diese abscheuliche Brutofenwärme meine Kopfnerven an. Aber darnach fragst Du nicht. Egoisten denken immer nur an sich selber."

„Höre, lieber Freund", entgegnete Gerhard ernstlich erzürnt, „komm mir nicht immer mit dem Egoismus, wenn wir uns vertragen sollen. Jeder Mensch hat sein Loth davon — ich gewiß kein größeres als Du."

„So! Darf ich bitten, in welcher Hinsicht habe ich denn schon meiner Selbstsucht die Zügel schließen lassen?

Ich sehe, Du beginnst mit Vorwürfen, wir vertragen uns jetzt schon nicht mehr und also besser, wenn wir alsbald wieder auseinandergehen. Ich habe mich umsonst auf dieses Wiedersehen gefreut. Wozu ich thörichter Kerl aus reiner Gefühlsduselei Dir auch noch entgegenkommen mußte?"

„Du thatest es auch nur, um desto eher wieder zum Streite zu kommen", entgegnete Gerhard lachend, aber doch mit einem zärtlichen Blick auf den grollenden Freund, der deutlich ausdrückte, daß der Ausruf nicht die wahre Meinung bezeichne. „Um aber zu Ende zu kommen — ich gehe ja schon mit, wohin Du willst, es ist mir gar nichts an Montreux gelegen. Da, wenn Du schon schelten mußt, nimm eine Cigarre und thue ihr so viel Schimpf und Schande an, als Du willst, ich werde nicht empfindlich sein."

Streicher brummte noch immer fort, nahm sich aber eine von den angebotenen Londres und vergaß beinahe sie anzuzünden, als ihn der Freund auf zwei Damen aufmerksam machte, um derentwillen man die schon eingezogene Brücke noch einmal ans Land schob.

Es waren selbst hier, wo das ganze Jahr hindurch Reisende aus allen Weltgegenden und in allen möglichen Costümen ab und zu strömen, auffallende Erscheinungen.

Nicht nur die ungewöhnlich eleganten Toiletten, auch die Schönheit der beiden Gestalten mußte Jedermanns Aufmerksamkeit erregen. Vollkommen von gleicher Größe, schienen beide Schwestern zu sein. Die Aeltere, etwa in der Mitte der Zwanzig, trug ihre volle üppige Gestalt mit viel Aplomb, sie hatte herrische, beinahe zu gewagte Bewegungen, zu denen ihr rundes stolzes Antlitz sehr gut stimmte. Ein paar dunkle, herausfordernde Augen schossen Flammenblicke nach allen Seiten. Sie trug ein bizarres Kleid von schwarzem und karmoisinthem Seidenzeug, einen winzigen Strohhut, der vortrefflich zu dem schwarzen aufgethürmten Haar paßte, und führte ein wunderhübsches Knäblein von etwa fünf Jahren an der Hand, das in einen russischen Phantasieanzug von den gleichen Farben gekleidet war.

Ihre vielleicht neunzehnjährige Begleiterin sah ihr in gewissen Zügen ähnlich, auch das Haar war schwarz, doch trug sie es nur in einem Knoten aufgeschlungen und mit den tiefnächtig glänzenden Enden rückwärts weit über das grüntaffetne Kleid herabwallend, das die ungemein schlanke Taille umschloß. Das Mädchen hatte ein weit zurückhaltenderes, beinahe schüchternes Benehmen, auch das reizende Oval ihres sanft gerötheten Gesichts gemahnte an eine erschreckte Susanne, wenn man ihre Schwester einer Judith oder Delila verglei-

chen wollte, wie dies Streicher nach der ersten Ueberraschung sofort that.

„Ach wie kannst Du denn gleich so ein Urtheil fällen!“ wies ihn Gerhard zurecht. „Du willst ja selbst, daß man zuerst prüfe.“

„Ich gebe sehr viel auf den ersten Eindruck“, widersprach Streicher.

„Und weshalb gefällt Dir die Dame nicht?“

„Das habe ich gar nicht gesagt. Im Gegentheil, mir gefällt sie recht gut, wenn auch ihre Haare zu massenhaft, um nicht gekauft, ihre Augenbrauen zu schön gebogen und dicht sind, um nicht gemalt zu sein, wenn auch das Feuer dieses Auges aus dem Tuschpinsel und diese interessante Bläße aus der Puderquaste stammt.“

„Du witterst wohl auch auf meinem Gesichte Reispulver?“

„Lächerlich! Dergleichen unterscheide ich auf hundert Schritte. Ich denke hinreichende Studien darin gemacht zu haben. Hast Du Dich nicht oft genug überzeugt, daß Du zu gut von den Frauen dachtest? Solchen Erscheinungen begegnet man in Fülle im Bois de Boulogne. Nimm Alles nur in Allem —“

„Schon gut — ich gebe sie Dir in Gottes Namen preis. Die Jüngere aber ist eine vollendete Schönheit,

das wirst Du doch nicht leugnen. Sieh nur dies zierliche Füßchen, dieses süße scheue Auge! Leugnest Du?"

„Keineswegs, wenn sie auch das zierliche Füßchen zu sehr zeigt und das Auge vielleicht nicht so lange scheu gesenkt bliebe, stünden die langen schwarzen Wimpern nicht so reizend und interessant. Geh mir mit den Frauen!"

„Ah, Du bist ein Barbar!" fuhr Gerhard mit komischer Entrüstung auf, indem er eine dichte Rauchwolke von sich blies und die Asche in die Wogen streifte, welche von den endlich in Bewegung gesetzten Radschaufeln aufgepeitscht wurden. „Der Luftzug scheint den Schönen unangenehm", fuhr er fort; „es erhebt sich in der That eine leichte Brise. Schade, wenn sie deshalb in die Kabine hinabgingen."

Die Damen aber, welche schon von Anfang an wählerisch nach einem Platze herumgesehen, wendeten sich nicht der Kabinentreppe zu, sondern kamen ganz knapp an den beiden in der Nähe des Schornsteins stehenden Herren vorüber, sodaß Gerhard unwillkürlich mit höflicher Bewegung einen Schritt zurücktrat, obwohl Raum genug vorhanden war. Es schien gar nicht beachtet zu werden, denn die Jüngere, welche er jetzt in der Nähe mit schärfern Blicken musterte, blickte wieder zu Boden, die Aeltere, wie eine Fürstin dahin-

schreitend, sah gerade vor sich hin, als gäbe es für sie Niemand auf dem Schiffe, der ihrer Aufmerksamkeit werth sei, und wendete im Gegentheile höchst ungnädig das Antlitz ab, als ihr eine Rauchwolke von Streicher recht eigentlich unter die Nase geblasen ward.

Mit ein paar französischen Worten wies sie das Knäblein an, den Klappstuhl, welchen der Kleine von ihrem frühern Platze mitgenommen, gerade neben jenen zu stellen, auf dem Gerhard's Ueberrock lag. Mit einer geschickten Wendung fegte sie diesen wie zufällig herab auf den Boden, indem sie sich setzte, und bot mit einer ganz gleichgültigen Handbewegung den auf diese Weise leer gewordenen Sitz ihrer Begleiterin an, während sie den Knaben zärtlich an sich heranzog.

„Ah, das ist stark!“ stieß Streicher, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, mit einer neuen Rauchwolke hervor.

Selbst Gerhard war überrascht und wußte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern solle, doch ehe er noch einen Schritt gemacht, hatte schon die jüngere Dame den Rock wieder aufgehoben und zurück auf seine Stelle gelegt. Im gleichen Moment beinahe war auch schon Gerhard herzugesprungen und streckte die Hand nach dem Mißhandelten und so glänzend wieder zu Ehren Gebrachten aus. Aber die Retterin des Rockes

legte ihre schmale Hand in hellbraunem, faltenlosem Glacé auf denselben, einen Moment lang hob sie die Lider, ein kurzer, aber ganz eigenthümlich wirkender Blick fiel auf den jungen Mann und leise protestirte sie:

„Non, non! Laissez donc, monsieur!“

Der Erfolg war natürlich ein entgegengesetzter, der Rock mußte zum zweiten Male den Platz räumen, und der ältern Dame, welche jetzt erst den Sachverhalt zu bemerken schien, entgegenkommendes und von einem beredten Lächeln begleitetes: „Ah, excusez, monsieur — c'était votre place, tant que je vois“ — glich nur mehr den Victoriasalven von den Wällen eines mit Sturm genommenen Forts.

Mit der nicht ganz wahrheitsgetreuen Behauptung, daß er auf die Sitze keinen Anspruch erheben würde, selbst wenn es den Damen nicht gefiele, dieselben einzunehmen, und der wiederholten Bitte, sich nicht stören zu lassen, zog sich Gerhard zurück und trat, durch das freundlich dankende Kopfnicken vollkommen versöhnt, wieder zu seinem Freunde, der die ganze Scene mit seinem gewöhnlichen sarkastischen Lächeln mit angesehen hatte.

„Die Unverschämtheit siegt überall“, brummte er er dem Zurückkehrenden nun entgegen. „Ich wäre nicht so abgezogen.“

„Nun, was hättest Du denn gemacht?“ versetzte Gerhard, indem er seines Freundes Arm nahm und ihn gegen das Steuerruder hin führte. „Schöne Frauen sind überhaupt niemals unverschämt. Sie nehmen nur ihr Herrscherrecht in Anspruch.“

„Lächerlich! Ein Recht von heute auf morgen und nicht einmal durch ein suffrage universel geheiligt! Unsere Stimmen wenigstens sind getheilt. Oder willst Du am Ende gar eins von Gottes Gnaden anerkennen? Was ist Schönheit?“

„Ein vergänglich Gut, die Schminke der Natur, eine angenehme Irritation unserer Netzhaut und so weiter. Du siehst, ich habe alle Deine Ansichten über diesen Gegenstand behalten, die Du nur gewonnen, indem Du der Wesenheit durch eingehende Studien am Gegenstande selbst auf den Grund zu bringen getrachtet. Aber von Allem abgesehen, kann nicht Jeder von solcher hagebuchenen Unhöflichkeit gegen das schwächere Geschlecht sein wie Du.“

„Schwächeres Geschlecht?“ wiederholte Streicher, der bei der früher gefallenen Anspielung auf sein nicht so ganz unempfängliches Herz seine ganz leise erröthenden Züge in eine dichte Rauchwolke gehüllt hatte. „Ist das ein Beweis von Schwäche, wenn sie, diese schwachen Frauen, der Ueberzeugung leben, daß jede

Laune, die ihnen durch den schwachen Kopf geht, Verwirklichung finden muß, jedes Wort ihres schwachen Mundes zum Befehl wird für —"

Diesmal kam er in seiner Auseinandersetzung nicht weiter. Ein Herr hatte sich den Beiden genähert und vertrat ihnen geradezu den Weg.

„Herr Strandau, wie ich glaube", sagte er halb zweifelhaft und ohne den Hut nur zu rücken.

Gerhard überflog die große, untersetzte Gestalt und that nur einen scharfen Blick in das ernste, ein wenig grob, aber durchaus nicht unschön geschnittene Gesicht und die träumerischen Augen, die fest auf ihn sahen, dann rief er, wie von einem Blitz der Erinnerung durchzuckt:

„Ah, Mr. Lesley — ist's nicht so? Ich glaubte Sie in England."

Der also Angesprochene kämpfte einen Seufzer nieder, dann flog wie Sonnenschein ein freudiges, treuherziges Lächeln über das melancholische Antlitz des etwa vierzigjährigen Mannes und herzlich streckte er Gerhard beide Hände hin.

„O, J am very glad to find You here!" rief er einmal über das andere.

Gerhard stellte seinen Freund und diesem Mr. Lesley vor.

„Wir lernten uns vor vier Jahren in Triest ken-

nen", setzte er erläuternd hinzu. „Ich war damals auf der Rückreise von Venedig."

„Und ich kam aus dem Orient", fuhr Mr. Lesley seinerseits fort. „Ich hatte viel Tabak bei mir, kannte die eigenthümlichen Freihafengesetze nicht, wollte erst in Triest verzollen — Herr Strandau behütete mich vor einer großen Unannehmlichkeit. Ich muß ihm sehr dankbar sein."

Der Engländer sprach ziemlich fließend, wiewohl mit einem leichten Accent deutsch, vermied es aber taktvoll, sich seiner Muttersprache in Anwesenheit Streicher's zu bedienen, von dem er infolge der deutschen Vorstellung wohl annahm, daß er derselben nicht mächtig sei. Offenbar wollte er auf jenen Fall, wo ein freundlicher Rath ihn verpflichtet hatte, nochmals eingehender zurückkommen, aber Gerhard schnitt kurz ab und so blieb es denn bei einem erneuten kräftigen Händeschütteln.

„Ich freue mich ungemein, Sie zu sehen", versicherte Mr. Lesley. „Ich werde Sie mit Ihrer Zustimmung vorstellen meiner Familie. Sie werden mir das nicht abschlagen."

„Gewiß nicht, ich werde mich sehr freuen. Sie sind also, wenn ich recht verstehe, mittlerweile glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen."

„Das bin ich", versetzte der Engländer ziemlich kurz und mit einer nichts weniger als heitern Miene. „Aber ich frage gar nicht. Sie kommen doch nach Montreux? Ich vermuthe so, denn ich habe gestern beim Diner schon die Ehre gehabt, Ihren Freund an der Tafel zu sehen. Wir wohnen im selben Hause — Hotel Germain."

Gerhard konnte bei den letzten Worten seine Ueberraschung nicht unterdrücken. Verwundert sah er seinen Freund an und warf die Frage hin:

„Nicht im Hotel de Cygne? Im Reisehandbuch steht es doch als das erste bezeichnet. Ich dachte, Du hättest dort uns eingemiethet."

Streicher schien schon wieder die kräftige Abwehr eines feindlichen Angriffs für nöthig zu erachten.

„Ich habe keine Lust, für Marmor und Vergoldungen zu bezahlen", fuhr er auf. „Ich hasse alle diese Hotels erster Klasse, wo man zu Tische geht, wie ein Priester zur Messe, umwedelt von Weihrauchfässer schwingenden Ministranten im schwarzen Fracke, wo man schläft wie ein Bettler und Rechnungen erhält wie ein Fürst."

„O fürchten Sie nichts!" mischte sich Mr. Lesley gutmüthig ein. „Sie sind im Hotel Germain

auch recht gut untergebracht. Klein, aber bequem und sehr achtbare Leute."

„Wenigstens kehren sie als neue Besen gut", murrte Streicher und wendete sich dann nach der andern Seite, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er durch diese Bewegung ziemlich deutlich verrieth, wie ihm die neue Bekanntschaft kein besonderes Interesse einzuflößen vermöge.

Der Engländer nahm davon aber keine Notiz, hatte er doch Streicher jedenfalls nur Gerhard's wegen artig behandelt. Mit dem freundlichsten Lächeln, das alle seine Zähne zeigte, versicherte er diesem, wie er den alten Bekannten eigentlich sofort erkannt, nur nicht ganz sicher gewesen sei, obwohl dessen vortreffliches Aussehen sich im Grunde gar nicht verändert habe.

„Nur mein Gedächtniß ist nicht mehr ganz verlaßlich", bemerkte er entschuldigend mit einem Seufzer. „Ich fühle, daß ich älter werde, und die Aufregungen und Anstrengungen meines frühern Lebens machen sich jetzt bemerkbar."

„Nun, dafür haben Sie jetzt Ruhe", sagte Gerhard, indem er sich an der Seite des Engländers in der Nähe des Steuers niederließ. „Wenn man eine Familie, eine Heimat hat, kann man sich von allen Mühen und Strapazen erholen und behäbig der Ruhe pflegen."

Mr. Lesley sah gerade vor sich, über den See hinweg; sein Antlitz trug den Ausdruck so tiefer Trauer, daß Gerhard eine lebhafte Regung der Theilnahme empfand.

„Heimat? Ruhe?“ kam es von den unmerkbar zitternden Lippen in einem so weichen Ton, daß durch ihn die Herbheit der Worte gemildert wurde. „Ach ja, Heimat, Ruhe, das wäre schön, aber man kann das nicht immer haben, wenn man möchte.“

„Aber wenn ich Sie damals recht verstanden habe, so war ja die Sehnsucht danach der eigentliche Zweck Ihrer Rückkehr nach Europa. Sie wollten die Vergangenheit vergessen und ausruhen in einer erquickenden Thätigkeit als Landwirth auf dem Gute, das Sie geerbt. Das waren doch Ihre Pläne?“

„Ja, ja, das waren sie allerdings. Ich hatte mir das sehr schön vorgestellt. Linney-Haugh liegt so hübsch zwischen grünen Hügeln, mit weiten alten Wäldern, ein breiter Fluß — aber“, unterbrach er sich plötzlich, indem er sich sichtlich Gewalt anthat, „es macht am Ende nichts. Hier ist es auch schön, sehr schön sogar. Sehen Sie, dort sieht man schon Vevey und die Spitze des Kirchthurms glänzt in der Abendsonne, wie in Linney-Haugh, und das Wasser ist viel breiter, viel großartiger.“

Gerhard merkte wohl, daß es seinem alten Bekannten nicht recht von Herzen ging, fühlte aber, daß er kein Recht habe, weiter in ihn zu dringen. Er stimmte den bewundernden Worten bei und es war in der That nicht nöthig, daß er sich dazu erst Zwang anthat. So oft er diese herrliche Natur auf seinen Streifzügen auch schon gesehen, sie erschien ihm jedesmal wieder neu und entzückend.

Das Dampfschiff hatte inzwischen eine ziemliche Strecke zurückgelegt. Rauschend durchfurchte der Kiel die schäumenden Wellen, und wie die ungeheuern Fittige der stolz dahinziehenden Riesenmöve blitzten im See zwei Streifen, deren weitabstehende Enden sich in der Ferne verloren, wo violette und orangelichter als Reflex der wunderbaren, gegen den Zenith zu erblassenden Färbung des Horizontes spielten.

Das reizende Ouchy ist lange schon zurückgewichen, das malerische Lausanne darüber, mit seiner stolz über das Städtchen hinausragenden Kathedrale, dem Symbol der Herrschergewalt, grüßt nur noch aus weiter Ferne herüber. Lutry, Cully sind vorübergezogen, und an grüne Rebgelände des Ryfthals hingebaut, zeigt sich schon ganz nahe das heitere Vivis, dahinter die Berge des Waadtlandes, die, weiterhin zum Mont Sonchaud und Mont Cau anschwellend, eine Thronstufe bilden

für die stolzen Spitzen der Rochers de Naye und die mächtige Dent de Jaman. Gegenüber im Süden schrofft sich die steile, düstere Wand der granitenen Wiege des schönen Leman, der rissige, baumlose Wall der Savoyer=Alpen, nur an seinem Fuße von dunklen Wäldern umfangen, jäh und wild ab. Der leichte Abenddunst, der aus dem See emporsteigt, hängt sich schon an den Fuß der Gebirge und verhüllt wie ein geheimnißvoller Schleier den zauberisch schönen Winkel, den die zusammenrückenden Gebirgsketten am Ostende des Sees um die Mündung der Rhone bilden, ein Theater für himmelstürmende Titanen, Coulissen und Versatzstücke aus mächtigen, an die Gletschergrenze hinanreichenden Bergen, alle überragend, wie ein König seine Vasallen, die gewaltige Dent de Midi.

Leise kräuselt der sanfte Rébat die Oberfläche des Sees, daß die bunten Lichtstreifen zittern, wie im Erlöschen hinzucken und wieder aufflackern, leuchtender als eben zuvor; immer schmäler und schmäler wird der goldene Saum der Berge, der Fels färbt sich, nachdem ihn die Sonne verlassen, blau, dann tiefviolett, Rebe und Wald erst grün, dann allmälig dunkler, fast schwarz. Der Abend sinkt milde und lösend herein über dies liebliche Fleckchen der Erde.

Zweites Kapitel.

Pension Germain.

Vevay, La Tour de Peilz, Clarens verschwanden in dem dichter werdenden Schatten; es war ungefähr sieben Uhr, und das Dampfboot wendete, um an der Landungsstelle vor Montreux anzulegen. Streicher kam ungeduldig heran, den Freund, der sich mit Mr. Lesley über allerlei Kreuz- und Querfahrten unterhielt, die er seit jenem Zusammentreffen auf dem Lloyddampfer zwischen Venedig und Triest unternommen, zum Aufbruch zu mahnen.

Gerhard folgte dem Rathe, indem er noch einen bedauernden Blick nach den beiden Damen hinüberwarf, die er während der anderthalbstündigen Fahrt mehr als einmal zum Ziele seiner Betrachtung genommen und über die er insgeheim schon allerlei Muthma-

ßungen angestellt. Zu seiner Ueberraschung erhoben sie sich jetzt ebenfalls, und er begegnete einem Blicke der ältern, in dem er eine gewisse Befriedigung über die Gemeinsamkeit des Reiseziels zu lesen glaubte; vergebens aber suchte er auch einen aus den beständig abgewendeten oder niedergeschlagenen Augen der jüngern zu erhaschen. Mr. Lesley lenkte seine Aufmerksamkeit jetzt nach dem Ufer, wo unter zahlreichen Neugierigen auch eine Gruppe von Damen die Ankunft des Schiffes zu erwarten schien.

„Ah, sehen Sie, meine Frau", sagte er, nach dieser Gruppe deutend, ohne daß er jedoch die Genannte besonders bezeichnet hätte. „Sie erwartet schon ungeduldig die Stickereien, welche ich ihr aus Genf mitbringe. Es thut mir leid, daß ich einen ihrer Wünsche nicht erfüllen konnte; mit Toiletteartikeln ist es immer schwierig."

„Bah, die Freude des Wiedersehens wird über die kleine Enttäuschung hinweghelfen", scherzte Gerhard.

„Glauben Sie?"

Mehr erwiderte Mr. Lesley nicht, aber der eigenthümliche Ton des halben Zweifels gewährte einen tiefen Einblick in die Art des ehelichen Verhältnisses, in welchem er, wie es schien, wenig Ruhe, vielleicht noch weniger Glück gefunden. Das Schiff lag fest,

die Brücke fiel ans Land, und den Knaben vor sich her schiebend, betraten die beiden mit auffallender Eleganz gekleideten Damen dieselbe vor allen übrigen Passagieren. Gerhard, der ihnen mit den Augen folgte, sah, wie sich ein großer junger Mann mit sehr langem blonden Backenbarte von der Gesellschaft einiger Herren losmachte und den Damen mit höflich abgezogenem Hute näherte, nachdem er noch zuvor sein Glas ein wenig geziert ins Auge gedrückt. Mr. Lesley hatte einen kleinen Koffer und einige Cartons an sich genommen und verließ jetzt, dicht gefolgt von Streicher, ebenfalls das Schiff, nur Gerhard blieb noch zurück, da er erst für die Beförderung seines Gepäcks Sorge tragen mußte. Als er dann ans Land stieg, hatte er sowohl die Damen als Mr. Lesley in dem Gedränge aus den Augen verloren und mußte froh sein, wenigstens auf Streicher zu treffen, der seinen Spazierstock schlenkernd an einer der hohen Pappeln lehnte, welche längs des Sees eine schöne Allee bilden.

Er sah aus, als gehe ihn eigentlich weder Gerhard noch sonst wer an, und empfing den Freund mit einem bissigen Ausfall. „Diese widerlichen Modepuppen, dieses Papageiengekreische!“ brummte er. „Kein Capitol, aber Gänse genug!“

„Ich weiß nicht, was Du hast“, erwiderte

Gerhard ärgerlich; „ich finde es charmant hier. Wenn Dich das Treiben so anwidert, so hättest Du, anstatt es ingrimmig zu betrachten, mir ein wenig behülflich sein oder wenigstens einen Träger senden können.“

„Das fehlte noch! Sehe Jeder, wo er bleibe. Ihr Egoisten wollt immer, daß Andere für Euch sorgen. Weshalb reisest Du mit einem Separatlasttrain! Ich brauche Niemand. Meinen Koffer kann ich allein fortbringen. Aber wahrscheinlich hätte ich Deinen Reisemarschall abgeben sollen, damit Dir Zeit würde, den aufgeputzten Zierpuppen nachzurennen.“

„Höre“, entgegnete Gerhard, der sich durch die gewohnte Weise des Freundes nicht so leicht verstimmen ließ, wieder heiter, „wie wär's, wenn ich Dir die Absicht selbst zuschöbe? Sieht Dir nicht sehr gleich, willst Du vielleicht sagen, aber verdächtig war Dein blitzschnelles Ausreißen ganz unleugbar. Gestehe!“

Streicher machte nur eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe und forderte zum Weitergehen auf. Gerhard wendete zwar ein, er müsse doch zuvor noch Mr. Lesley aufsuchen, das aber redete ihm der Freund mit der Bemerkung aus, daß hier eigentlich doch nicht der rechte Ort sei, sich der Familie des Engländers vorstellen zu lassen.

„Diese Engländer glauben, Alles sei für sie auf der Welt, die Schweiz eigens für sie aus Kalk und Granit gegossen, die Hotels eigens für sie eingerichtet, alle andern Menschen eigens für sie geboren. Ein jeder von ihnen ist „der Fürst von Thoren, zum Herrschen auserkoren, wir Andern sind erschienen, ihn fürstlich zu bedienen“.“

„Deine Uebertreibung paßt wenigstens auf meinen alten Reisebekannten durchaus nicht. Wärst Du nicht so voreingenommen, Du müßtest das selber zugeben Er ist gewiß der inoffensivste Mensch, den Du gesehen, und wenn ihm die Kraft nicht zu Zeiten aus den ehrlichen Augen leuchtete und die Erfahrung nicht auf seiner Stirn eingegraben stünde, man müßte ihn für ein Kind an Güte und Willenlosigkeit halten. Aber Du hast Recht, hier ist nicht der Ort und der richtige Zeitpunkt, sich vorstellen zu lassen. Es ist ohnedem schon so dunkel, daß ich gar nicht einmal sehen würde, wessen Bekanntschaft ich mache. Komm, führe mich nach dem Hotel, ich fühle nachgerade auch ein menschlich Regen. Seit Mittag habe ich nichts mehr genossen.“

Sie schritten nun rasch aus, doch waren sie kaum erst eine Strecke weit gekommen, als sie eine Gesellschaft einholten, in der sie alsbald die beiden Damen mit

dem hübschen Knäblein erkannten, welche in Begleitung des großen jungen Mannes langsam vor ihnen hergingen. Sie schienen sehr heiter zu sein, die Aeltere lachte laut und Gerhard vernahm, wie der junge Mann, der an ihrer Seite schritt, sich beklagte.

„Ist das lächerlich?“ fragte er französisch, sein Accent jedoch verrieth entschieden den Deutschen. „Ich frage Sie, Madame, ist das lächerlich? Sie wissen selbst nicht, wie grausam Sie sind. Verschwinden, ohne ein Wort zu sagen! Grausam fürwahr!“

Der Weg machte jetzt eine Biegung und theilte sich zu gleicher Zeit. Die Damen schwenkten in einen Fußpfad zur Linken ein, während Streicher seinen Freund beinahe mit Gewalt nach rechts zog. Sie konnten nur noch einige französische Worte hören, welche die ein wenig kreischende Stimme der grausam genannten Dame deutlich vernehmbar machte.

„Nun aber Friede, Herr Graf, da wir wieder hier sind. Sie stürzen sich nicht in den See. Abbé Fama wäre trostlos.“

Was weiter gesprochen wurde, ließ sich nicht mehr verstehen, doch war es Gerhard noch, als hätte die jüngere Dame den Kopf gewendet und nach ihm zurückgesehen. Er zog den Hut und jetzt — war es am Ende nicht blos eine Täuschung in der zunehmenden

Dunkelheit? — jetzt hatte sie ganz leise, wie zum Danke, grüßend genickt.

„Grüßest Du die Sterne, die schon langsam aufflimmern?“ spöttelte Streicher, indem er den Freund noch fester unter den Arm faßte und dabei längere Schritte machte.

„Ach nein, die, welche verschwinden“, seufzte Gerhard scherzend. „Aber warum“, fragte er dann, „reißest Du mich so stürmisch mit fort auf dieser sternenlosen Bahn? Dorthin — denke ich — dorthin, Geliebter, laß uns ziehn! Ich fühle so einen geheimnißvollen Zug nach jener Seite, eine lebhafte Wißbegierde, die mich auf Entdeckungszüge treibt, so ein gewisses Verlangen —“

„Nach einem wohlgebratenen Beefsteak“, fiel Streicher kaustisch ein. „Du hast es mir ja vorhin selbst gestanden, also entscheide Dich. Hier liegt das Hotel mit Küche und Keller, dort die Einöde, in welche Dich ein Irrlicht lockt. Folge Deinem Schicksale, aber mache es kurz, denn der Mensch soll wissen, was er will, und ausführen, was er sich vorgenommen. Energielose Leute sind mir gräßlich.“

„Wohlan, zeigen wir Energie! Das Beefsteak ruft, womit ich jedoch nicht Dich gemeint haben will, und die Trompete schmettert, was schon eher

Dich angehen kann. Hinan also zu den Fleischtöpfen Aegyptens und fort mit allen wesenlosen Gebilden der Phantasie! Wir leben in einem Zeitalter des Realismus, und man soll immer an der Spitze seiner Zeit einherschreiten. Du wirst mit mir zufrieden sein!"

Der heitere Ton, den Gerhard nun anschlug, schien seinem Freunde abermals nicht sonderlich zu behagen, sodaß es beinahe aussah, als wäre es überhaupt schwer, ihm etwas recht zu machen. Schweigend schritt er aus und nach wenigen Minuten war das Hotel erreicht, das unweit des Bahnhofs liegt.

Gerhard bemerkte mit Vergnügen, daß Mr. Lesley augenscheinlich nicht zu viel versprochen hatte, als er den Besorgnissen entgegentrat, welche Streicher's Wahl zu erregen begann. Es wäre eben nicht das erste Mal gewesen, daß Streicher sich mehr von seinem Widerspruchsgeiste, der sich auch gegen die Reisehandbücher kehrte, und von momentaner Sparsamkeit als von der Rücksicht auf Comfort bei der Entscheidung für das oder jenes Hotel leiten ließ. Obwohl nicht unempfindlich gegen die Annehmlichkeiten eines wohlgehaltenen Hauses, kehrte er doch gern den Stoiker heraus und Gerhard hatte wiederholt der Freundschaft ein Opfer bringen müssen. Diesmal aber war die Sache nicht so arg.

Das Haus, wiewohl nicht groß und nur aus

Holz gebaut, schien doch allen Ansprüchen zu genügen. Das Schlüsselbret wies zwar nur fünfundzwanzig Nummern auf, aber dafür ließ sich hoffen, daß es um so ruhiger sei. Laufteppiche lagen auf den Treppen und Gängen, die, wie der Zimmerkellner, der Gerhard und noch mehr den hagern Streicher für hektisch halten mochte, eifrig versicherte, bei tieferer Temperatur mittels Luftheizung erwärmt werden sollten; Alles bis ins entfernteste Winkelchen war reinlich und sauber und das Zimmer, das man dem Neuangekommenen im obern Stockwerke anwies, so ziemlich geräumig und freundlich eingerichtet.

Das eine Fenster ging nach einem kleinen Garten, das andere auf eine glasgedeckte Veranda hinaus.

„Das ist etwas unangenehm“, äußerte Gerhard. „Man kann mir da hereinsehen. Haben Sie kein anderes Zimmer frei?“

Der Kellner verneinte; das Haus sei überfüllt. Uebrigens, meinte er, könne man ja das Rouleau herunterlassen, das Gemach empfange noch Licht genug durch das zweite Fenster, das eine reizende Aussicht gewähre. Streicher stimmte bei.

Gerhard gab sich zufrieden. Er fragte den Freund nach dessen Stube.

„Ich hatte gedacht, wir wohnten Thür an Thür.“

„Das ist auch der Fall“, versetzte Streicher. „Deiner Thür gegenüber ist die meine. Ich wohne enger als Du.“

„So? Warum hast Du Dir denn nicht dieses Zimmer genommen, wenn es Dir so sehr gefällt?“

„Sonderbare Frage! Ich danke für ein Zimmer, wo man bei Nacht einsteigen, mich berauben oder mir gar den Hals abschneiden kann; so weit geht meine Freundschaft nicht.“

„He! aber doch so weit, mich all diesen Fährlichkeiten auszusetzen. Wie edelmüthig, wie aufopfernd! Dank Euch, Zacharias, es soll Euch nie vergessen werden!“

Streicher drehte sich mürrisch um, der Spott gefiel ihm nicht, vielleicht noch weniger das Bewußtsein, Anlaß dazu gegeben zu haben. Er that sehr aufgebracht gegen Gerhard. Mit einem heftig gebrummten: „Am Ende sollte man sich noch für andere Leute umbringen lassen. Schändliche Egoisten!“ schoß er zur Thür hinaus.

Gerhard sah ihm mit einem Lächeln nach, das nicht die geringste Ueberraschung verrieth. Er empfand weit lebhafter den Humor der Situation, da er den eigentlichen Grundcharakter seines wunderlichen Freundes viel zu gut kannte, um durch solch einen Ausbruch noch enttäuscht oder verletzt zu werden.

Als sein Gepäck angekommen war und er sich umgekleidet hatte, klopfte er an Streicher's Thür, da er dessen Gewohnheit, sich stets einzuschließen, kannte. Sie gingen miteinander in den auf demselben Corridor liegenden Salon, der mit seinem weichen Teppiche, den hübschen zahlreichen Möbeln, dem Pianino, über das Gerhard alsbald prüfend seine Finger gleiten ließ, einen eleganten und traulichen Eindruck machte. Es war Niemand anwesend als zwei ältliche Damen, von denen die eine eifrig Patience legte, während die andere ebenso eifrig in einem nach dem Einbande zu schließen aus der Leihbibliothek stammenden Buche las. Beide erhoben nur einen Moment lang den Blick, die Eintretenden zu mustern, ohne ihre Beschäftigung darum zu unterbrechen. Zwei Herren gingen draußen in der Veranda auf- und ab, derselben, die vor Gerhard's Zimmer und längs der ganzen Fronte des Hauses hinlief. Hin und wieder unterbrach ein Husten das Geplauder der Promenirenden, da sie aber bei den ersten Tönen des Klaviers unter die Thür traten, so entfernte sich Gerhard von dem Instrumente, das er beinahe unwillkürlich und wie liebkosend berührt hatte.

Er war in der Hoffnung hier eingetreten, Mr. Lesley anzutreffen und sich von ihm noch vor dem Souper, das um acht Uhr servirt werden sollte, seiner

Familie vorstellen zu lassen, aber die Zeit verrann und schon gab die Tischglocke das Zeichen, als der Erwartete endlich allein in den Salon trat und zwar mit allen Anzeichen übler Laune in den schlichten, einer Verstellung unfähigen Zügen.

„Ah, da sind Sie!“ begrüßte er die beiden Freunde, wobei er sich jedoch vorzugsweise an Gerhard wendete. „Ich habe Sie am Landungsplatze überall gesucht — Sie waren wie verschwunden. Aber Sie sind doch nicht absichtlich ausgewichen? Das würde mich kränken, indeed!“

Er beruhigte sich bald bei der lebhaften Gegenversicherung und bedauerte nur, daß seine Damen noch nicht fertig seien. „Das geschieht so zuweilen, daran muß man sich als Ehemann gewöhnen“, fügte er hinzu. „Kommen Sie, wir wollen Monsieur Germain nicht warten lassen. Gehen wir in den Speisesaal hinab. Ich werde sehen, daß wir nebeneinander zu sitzen kommen.“

Der Speisesaal befindet sich unterhalb des Salons zu ebener Erde und vor demselben läuft ebenfalls, wie oben, eine gedeckte Glasgallerie hin. Es hatten sich schon mehrere Gäste versammelt und die Neuankommenden wurden durch eine höfliche Verbeugung des Besitzers der Pension begrüßt. Monsieur Germain, ein feiner, eleganter Mann mit schwarzem Vollbarte, war

lange in England gewesen und liebte, gleich seiner Frau die, wie er, in der Schweiz geboren, englische Sitte und die Gäste, die aus dem stolzen Albion zu ihm kamen. Um so untröstlicher geberdete er sich, daß er heute nicht mehr in der Lage war, Mr. Lesley's Wunsch zu erfüllen und die Anordnung der Plätze an der table d'hôte, die zum Theile schon besetzt waren, zu ändern. Für den nächsten Mittagstisch versprach er alles Mögliche, heute aber mußte sich Mr. Lesley mit Bedauern von den beiden Freunden trennen, die als Zuletztgekommene unten die Reihe schließen sollten.

Es war keine große Gesellschaft, die sich versammelt hatte. Außer den beiden Damen aus dem Salon waren noch die zwei Herren, welche in der Veranda promenirt hatten, am Tische. Der eine sah lungensüchtig aus, hustete oft, war seiner Aussprache nach Hannoveraner und wurde Kapitän angesprochen; der andere, den man Herr von Kurusoff nannte, schien sein Sprachorgan gänzlich eingebüßt zu haben, seine Worte waren nur gehaucht. Ein ältliches Ehepaar, das Herr und Frau Dirkson angeredet wurde, mit einer französischen Gouvernante neben ihren drei Töchterchen von zehn bis dreizehn Jahren, sprach viel von Amerika, ihrem Vaterlande, in einem Dialekte, der lebhaft an das schöne „Perne" erinnerte. Neben Gerhard waren

drei Plätze leer geblieben; zwei davon nahm jetzt ein junges Paar ein, das von allen Anwesenden mit freundlichen Grüßen empfangen wurde. Herr von Kurusoff hatte sich sogar erhoben und seine Freude mimisch mit der an die Brust gepreßten Serviette ausgedrückt.

Es waren zwei distinguirte Erscheinungen, beide groß und fast etwas zu schlank, aber von stolzer Haltung und markirten Zügen, der Mann etwa sechsunddreißig Jahre alt, die Frau ungefähr um zehn Jahre jünger, beide sehr geschmackvoll, obwohl einfach gekleidet. In seinem Antlitz lag etwas Hartes, Abstoßendes, die Leidenschaft hatte tiefe Falten um die Mundwinkel eingegraben, die der braune, ungewöhnlich lange Schnurrbart nicht ganz zu verdecken vermochte. Die Dame war brünett, fast ohne allen Anhauch von Farbe und hatte einen eigenthümlich schmachtenden Blick, der nicht recht mit der etwas scharfen Nase und dem ein wenig zu breiten Munde harmonirte, dessen schmale Lippen sie oft zwischen die blinkenden kleinen Zähne zu nehmen pflegte.

Dicht hinter den Beiden trat, wie ein Diener des Paares, ein Mann in den Saal, den Gerhard für einen walachischen Bojaren oder dergleichen zu nehmen geneigt war, bis ihm Streicher zuraunte, dies sei Herr Markus Glückstadt, dessen näherer Bekanntschaft er

schon gestern gewürdigt worden. Markus Glückstadt, der Vertreter eines großen Bankhauses in Wien, wie Streicher erklärend hinzusetzte, war nicht auffallend gekleidet bis auf die goldene Uhrkette mit Ringen wie an Sträflingsfesseln und einem Medaillon von der Größe eines Hühnereies. Von mittlerer Größe und was man in den besten Jahren nennt, machte er im Ganzen keinen angenehmen Eindruck, wenn auch außer dem dickwelligen rabenschwarzen Haar und dem ungeheuern gleichfarbigen Backenbarte, der den Schnurrbart noch karger erscheinen ließ, der orientalische Typus in dem schlauen Gesichte nicht besonders ausgesprochen war

Herr Markus Glückstadt nahm an der Seite der jüngsten Miß Dirkson Platz, schräg gegenüber der schönen jungen Frau, von der er kein Auge verwandte und für die er hauptsächlich sein Conversationstalent entfaltete, ohne deshalb gegen die Uebrigen besonders zurückhaltend zu sein. Im Gegentheile fragte er, kaum daß er saß, schon Streicher, wie er den Tag zugebracht, und Gerhard, ob er Montreux schon kenne, wann er angekommen, wo er sich zuletzt aufgehalten, was er vom Wetter denke, und noch Allerlei, worüber ihm freilich nicht immer genügende Auskunft wurde, was ihn aber nicht genirte.

Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch abgelenkt, als

der Kellner das Gedeck von dem zwischen Gerhard und der hübschen jungen Frau leergebliebenen Platze nahm.

„So kommt also Graf Hilmersdorf heute Abend nicht?“ fragte er.

Die junge Frau wendete sich mit einer möglichst gleichgültigen Miene ebenfalls nach dem Kellner um

„Vielleicht in Saxon?“ warf sie leicht hin.

Der Kellner in seiner diesem Stande angeborenen ritterlichen Galanterie ignorirte die erste Frage vollkommen, um sich ganz der Dame zu widmen, und beeilte sich, zu versichern, daß Graf Hilmersdorf keineswegs in Saxon sei, aber schon früher anzudeuten beliebt habe, daß er schwerlich zum Souper erscheinen werde.

„Da wird der Platz neben Ihnen leer, Baronin“, rief Herr Markus Glückstadt, indem er seine Augen mit einem in Schildkrot gefaßten Binocle bewaffnete, das er auf die Nase klemmte. „Darf ich mir denselben anmaßen?“

Die Angesprochene lächelte etwas boshaft.

„Anmaßungen werde ich niemals dulden“ sagte sie, und ihre Sprache klang hart, wie Polen oder Russen deutsch zu sprechen pflegen, wie man es aber aus dem Munde einer schönen Frau gern hört. „Uebrigens schämen Sie sich, hinter dem Rücken des Abwesenden wollen Sie Vortheil ziehen.“

„Sarscha hat Recht", fügte ihr Gatte bei und seine Worte klangen noch viel sarkastischer. „Sie speculiren sogar hier auf das Ausbleiben Anderer."

„Besser als auf das Herauskommen von Zéro", versetzte der Angegriffene prompt. Der Pfeil mußte getroffen haben, denn der Baron hatte einen Moment flüchtigen Erröthens. Der Redner schien mit dieser Wirkung zufrieden, er nahm das Glas von den Augen und wendete sich der Platte zu, die ihm eben servirt wurde. Dann aber, als besänne er sich und mache, um den Handel nicht so kurzweg abzubrechen, noch ein Angebot, drehte er abermals den Kopf und rief bittend:

„Darf ich, schöne Baronin?"

Diese aber zuckte ganz leise die Schultern und kehrte sich ein wenig gegen Gerhard, den sie mit einem Blicke, dessen Kühle jede Mißdeutung ihrer Aufforderung und jede daraus gefolgerte allzu vertrauliche Annäherung im voraus abschneiden sollte, einlud, den freigewordenen Raum zur größern Bequemlichkeit zu benutzen, was Gerhard mit höflichem Dank, aber ohne großes Empressement annahm. Der ihm ertheilte Vorzug erschien ihm nicht besonders schmeichelhaft.

„Ich bin der Riegel, den man jenem Andern drüben vorschiebt", flüsterte er Streicher zu. „Siehst

Du, hättest Du diesmal Deinem Grundsatze gegetreu nicht mir Deinen Platz abgetreten, jetzt würde Dir dies Glück lächeln. Aber ich vermuthe, Du hast wieder einmal in reiner Selbstaufopferung gehandelt und mich des Grafen angenehme Nachbarschaft genießen lassen wollen. Du rechnetest sicherlich nicht auf seine Abwesenheit."

Streicher schwieg und vertiefte sich in seinen Teller.

Unterdessen hatte sich überall am Tische lebhafte Conversation in verschiedenen Sprachen entsponnen, daß es durcheinander klang, als sollte nicht soupirt, sondern die Liquidation des Thurmbaues von Babel vorgenommen werden. Die Dirksons sprachen mit Mr. Lesley am obern Ende der Tafel englisch, die beiden alten Damen und die Gouvernante mit ihren Kleinen französisch, Herr von Kurusoff hauchte der Baronin sogar ein russisches Wort des Verständnisses zu, wiederholte seine Bemerkung aber, dem hüstelnden Kapitän zu Liebe, deutsch.

„Sind Sie nicht auch der Meinung?" rief er, um sich in dem Stimmengewirr verständlich zu machen, mit aller Macht seiner Lunge, die es aber nicht über ein heiseres Kreischen brachte. „Man braucht nicht nach Saxon zu gehen, um zu verspielen."

„Meinen Sie?“ warf der Baron aufmerksam ein. Der Kapitän nickte.

„Graf Hilmersdorf hat zu viel Glück in der Liebe, um nicht Unglück im Spiele zu haben“, sagte er müde lächelnd, „oder wenn Sie wollen, auch umgekehrt.“

„O das mag sein“, warf die Baronin hin, indem sie die Mundwinkel verächtlich herabzog. „Solche Verluste sind oft nur eine andere Form für Bezahlung.“

„Sie sagen Bezahlung, göttliche Baronin“, nahm der Banquier eifrig das Wort, das ihm im Ohre klang, auf. „Das ist ein grausamer Ausdruck; hätten sie noch gesagt: Liebeslohn!“ Er lachte dabei fröhlich auf, als wäre sein Witz ebenso unschuldig als decent.

Der Baron schüttelte den Kopf, er nahm die Partei des Abwesenden, aber in einer etwas geringschätzigen Weise.

„Ich glaube nicht, was die Herren über Hilmersdorf medisiren. Ins Netz ginge er wohl, wenn man es nach ihm auswürfe, aber die Sache ist nicht wahrscheinlich. Man spricht viel und Hilmersdorf am allermeisten und weit mehr, als er beschwören könnte. Lehren Sie mich den Flunkerer kennen!“

„Flunkern — das gebe ich zu“, nickte der Kapitän; „er ist nicht umsonst bei der Garde.“

„Aber Sie werden doch keine Lanze brechen für die Damen auf der Höhe?“ keuchte und kicherte Herr von Kurusoff.

Das Gespräch, auf welches Gerhard nur halb hingehorcht hatte, wurde hier durch den Eintritt neuer Ankömmlinge unterbrochen, die von den Dirksons und Kurusoff ebenfalls begrüßt wurden. Mr. Lesley stand auf und sein entschuldigender Blick, der Gerhard traf, ersetzte vorläufig gewissermaßen die Vorstellung.

Es war eine Gruppe von drei Damen, der ein alter Herr folgte und welche die freigelassenen Plätze am obern Ende des Tisches besetzte. Die älteste der Damen, welche die Präsidentschaft übernahm, war eine kleine lebhafte Matrone, deren schmales, scharfgeschnittenes Antlitz von glattgestrichenen röthlichblonden Scheiteln eingerahmt war, in die einzelne Silberstreifen eingewebt schienen. Die Haube, die sie trug, war mehr pompös als geschmackvoll und mit breiten gelben Bändern geputzt. Der alte Herr an ihrer Seite mußte, nach Gerhard's Schätzung, ihr Gatte und Mr. Lesley's Schwiegervater sein. Bei aller Wohlbeleibtheit machte er doch mit seinem feinen, glattrasirten Gesichte, den weißen Seitenlocken an dem glänzend kahlen

Scheitel und dem vornehm gelassenen Benehmen einen äußerst ehrwürdigen Eindruck, der ihm sogleich Gerhard's Zuneigung gewann, ohne daß er ihn noch gesprochen hatte.

Die Töchter des würdigen alten Ehepaars, die den beiden Herren gegenüber zur Linken der Mutter ihre Plätze nahmen, sodaß die jüngere neben Herrn von Kurusoff zu sitzen kam, waren einander sehr ähnlich in Größe und Gestalt, sogar in der zierlichen gewählten Toilette von blau und weißer Farbenzusammenstellung, der aus den hübschen Zügen sprechende Charakter aber schien sehr verschieden. Mrs. Lesley bot ein Abbild ihrer Mutter, wie eben zweiundzwanzig und fünfzig Jahre ähnlich sein können. Der sorgsam glatte Scheitel des hellbraunen Haares und die ernsten blauen Augen deuteten auf Genauigkeit und eine gewisse Willenskraft, die leicht in herrschsüchtige Strenge ausartet, wenn die Jahre einmal den wohlthuenden Schmelz jugendlicher Anschmiegsamkeit hinweggehaucht haben. Heute schien noch eine besondere Wolke auf dieser hübschen, nur ein wenig zu schmalen und zu hohen Stirn zu lagern. Um so leuchtender strahlte das holde Antlitz von Mrs. Lesley's jüngerer Schwester, die noch ganz Kind war, die blonden Haare lebhaft aus der sonnenhellen Stirn strich, die großen grauen Augen

munter hier- und dorthin schweifen ließ und ganz unverhohlen über Herrn von Kurusoff's unverständliche Huldigungen lachte, die er ihr über den Tisch hin zuhauchte.

Gerhard konnte bemerken, daß er der Gegenstand ihrer vollkommen ungescheuten Beobachtung war. Offenbar hatten ihres Schwagers Mittheilungen die kleine Neugierde erregt, und sie verbarg dieselbe ebenso wenig, als sie wahrscheinlich gewöhnt war, ihren sonstigen Regungen und Einfällen irgend Gewalt anzuthun. Gerhard mußte unwillkürlich lächeln über die ungetrübte Lebensfreude, die aus dem zarten Antlitz des lieblichen Kindes strahlte, und auch jene frischen halbgeöffneten Lippen kräuselte ein Lächeln, als sich jetzt ihre Blicke begegneten, als seien beide schon uralte Bekannte; es fehlte nur, daß das Köpfchen noch einen Gruß herübernickte, um den Eindruck zu vervollständigen, als hätte Gerhard hier unvermuthet ein artiges Schwesterchen gefunden, das er seit der Zeit nicht mehr gesehen, wo es ihm, auf seinen Knieen geschaukelt, mit den winzigen Fingern den Bart gezaust.

Das Gespräch an der Tafel hatte eine andere Wendung genommen. Man erzählte sich gegenseitig von den Ausflügen und Spaziergängen, die man nach-

mittags unternommen hatte, äußerte Ansichten über diesen oder jenen Aussichtspunkt, bestritt Meinungen über verschiedene Persönlichkeiten, deren Namen Gerhard ebenso fremd klangen wie der des Grafen Hilmersdorf, von dem zuerst in so anspielungsreicher Weise die Rede war, und da Streicher während der ganzen Mahlzeit kein Wort sprach und selbst die verschiedenen Versuche des Banquiers, ihn zum Reden zu bringen, erfolglos abprallten, so forderte ihn Gerhard auf, das Dessert nicht erst abzuwarten.

„Laß uns gehen", flüsterte er ihm zu. „Ich verstehe von der ganzen Klatscherei kein Wort und langweile mich."

Streicher folgte diesmal ohne Einwendung; ehe sie aber noch den Saal verlassen hatten, kam Mr. Lesley ihnen nach und fragte, wohin sie wollten.

„Wenn Sie nur einen Augenblick verweilen möchten im Salon oben — ich würde Sie vorstellen meiner Familie", bat er, und Gerhard verzichtete vor der Hand auf seine Cigarre, nach der er sich gesehnt, und bewog auch Streicher dazu, sich dem Gesetze der Höflichkeit zu fügen, wiewohl derselbe sich sehr ungehalten darüber äußerte, daß man immer von ihm Opfer fordere und, wenn die Damen pünktlich gewesen wären, er sich jetzt nicht zum Warten gezwungen sähe.

Verdrießlich warf er sich in einen Fauteuil, während sein Freund am Pianino Platz nahm und seine Finger einigemal über das gutgestimmte Instrument gleiten ließ.

„Da hast Du das Vergnügen an der table d'hôte“, äußerte Streicher. „Ich sage ja immer, man soll nach der Karte essen, um nicht soviel Zeit und gute Laune zu verlieren.“

„Gute Laune — Du?“ fragte Gerhard ironisch. „Unter Anderm“, fuhr er fort, „wer ist dieser wohlverleumdete Graf Hilmersdorf, dessen voraussichtliche Nachbarschaft Du mir heute so großmüthig abzutreten gedachtest?“

„Du hast ihn ja heute schon gesehen; derselbe lange Junker, der die beiden Magnete vom Dampfschiffe begleitete, welche Dich ebenfalls so unwiderstehlich anzogen.“

„Wie? Derselbe?“ rief Gerhard, indem er sich wie von einer Feder geschnellt auf dem Taburet herumwendete. „Du weißt also doch, wer jene Damen sind!“

„Sehr logisch geschlossen, das muß man sagen! Weil ich meinen Tischnachbar kenne, muß ich auch wissen, wer die Damen sind, die er begleitet. Besonders achtungsvoll wurde ihrer übrigens heute Abend nicht gedacht.“

„Ich gebe Dir die Logik zurück. Woher schließest Du, daß sich diese halben Andeutungen, aus denen übrigens nicht viel zu entnehmen war, gerade auf sie bezogen?“

„Das sagt mir der Instinkt, der ist oft mehr werth als Logik. Ich kenne die Menschen.“

„Natürlich, was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

„Lächerlich! Wozu der Eifer?“

Gerhard gab keine Antwort auf den Spott; er vertiefte sich in seine Gedanken und die Töne, die er wachrief, gaben denselben Ausdruck. Es war ein Widerstreit der Empfindungen, bald weich und sehnsüchtig, bald wildbrausend wie die stürmische Brandung, bald ein zierliches, halbspöttisches Getändel — eine Inspiration des Augenblicks, eine Rêverie aus dem Stegreif. Selbst Streicher war gefesselt durch die Gewalt der Composition und das meisterhafte Spiel, das jetzt mit einigen kurzen Schlußakkorden abbrach, als die beiden alten Damen, die schon früher die Besatzung des Salons gebildet hatten, an der Thür erschienen. Während sie an dem Ecktischchen sich niederließen und ihre Beschäftigung wieder aufnahmen, erhob sich Gerhard und nahm eins der umherliegenden Zeitungsblätter zur Hand.

Die ganze Tischgesellschaft versammelte sich allmälig wieder hier, mit Ausnahme der Familie Dirkson und des Kapitäns. Herr Markus Glückstadt hatte, die ihm angethane Beleidigung großmüthig vergebend, jetzt endlich den ersehnten Platz an der Seite der Baronin erobert. Herr von Kurusoff widmete sich dagegen ganz Mr. Lesley's junger Schwägerin, die um einige Schritte hinter ihrer Familie zurückgeblieben war.

Nun endlich kam Mr. Lesley dazu, seinen alten Bekannten und dessen Freund vorzustellen. Er that dies mit einiger Förmlichkeit, besonders als er die einzelnen Glieder seiner Familie nannte.

„Hier meine Schwiegermutter; mein Schwiegervater, the reverend Mr. Wallace von Clayton-Forest; Mary, meine Frau; meine Schwägerin Miß Lizzie."

Gerhard verbeugte sich der Reihe nach wie Streicher, was entschieden die Lachlust der zuletzt Genannten reizte, sodaß ihr ein verweisender Blick von seiten der Mutter zu Theil wurde, woran sich aber der kleine Frohsinn nicht zu kehren schien.

Mittlerweile wandte sich Mr. Wallace an Gerhard, dem er einige Worte schuldig zu sein glaubte.

„Sie sind, wie ich wohl sagen kann, ein alter

Bekannter von Davy", sagte er sehr vorsichtig, ohne jedoch der Schwierigkeiten, welche die deutsche Aussprache seiner Zunge bot, ganz Meister werden zu können. „Sehr glückliche Begegnung! — Schon seit gestern hier, wenn ich nichtirre", setzte er gegen Streicher gewendet hinzu.

Mrs. Wallace hatte sich mit ihrer ältern Tochter auf ein kleines Sopha placirt, nachdem sie einige bewillkommnende Silben hatte fallen lassen, und zog einen Strumpf hervor, an welchem sie ebenso eifrig strickte, als Mrs. Lesley bemüht war, eine angefangene Tapisseriearbeit zu fördern. Mr. Lesley machte den Vermittler zwischen seinem Schwiegervater und Streicher, der sich eingehend über England und die hochkirchlichen Verhältnisse ausließ, als ob er wirklich über dem Kanal gewesen wäre, wobei der ehrwürdige Pfarrherr von Clayton-Forest Veranlassung fand, verschiedene Irrthümer in seiner höflich vorsichtigen Weise zu berichtigen und dadurch Streicher zum lebhaften Widerspruche zu reizen.

Herr von Kurusoff war gleich bei Beginn der Vorstellung von Lizzie's Seite gewichen und zu den beiden alten Fräuleins in der Ecke übergesiedelt, wo er die eben begonnene Patience durch seinen Rathschlag wesentlich entwickeln half.

Gerhard war sonach gewissermaßen inmitten der

Gesellschaft mit Miß Wallace allein gelassen. War er aber vielleicht in Verlegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen, das muntere Mädchen befreite ihn rasch daraus.

„Ich sah Sie schon auf dem Dampfschiffe ankommen“, begann die Plaudrerin in ganz reinem, fließendem Deutsch, das Gerhard erstaunen machte. „Davy stand neben Ihnen. Sie sind mit ihm in früherer Zeit gereist, da werden Sie wohl Allerlei zu erzählen wissen. Bitte, bitte darum — er ist verschwiegen wie ein Fisch und redet niemals über seine Reisen. Er sagt immer, er sei müde — ach! und ich begreife das.“

„Sind Sie denn schon so viel gereist?“ fragte Gerhard, den der ganz ernsthafte Seufzer belustigte, ein wenig ironisch.

„Gewiß! Seitdem ich das Institut verlassen habe, in einem fort.“

„Und ist das schon so lange?

„Ah, Sie glauben, daß ich noch ein ganz kleines Mädchen sei;“ das ist kein gelungenes Compliment für den Anfang. Herr von Kurusoff wird sich mit Ihnen schlagen; das wird er — lachen Sie nur!“ Aus dem komischen Ton erkünstelter Entrüstung zur schlichten Mittheilung übergehend, fuhr Miß Lizzie dann fort: „Seit zwei Jahren, wo Pa und Ma mit Davy

und Molly an den Rhein kamen, mich abzuholen, wandern wir in einem fort. Ist das nicht lange?"

„Ich wandere bald seit zehn Jahren."

„Wie kann man das aushalten? Ich wäre so gern in unserm lieben Clayton-Forest." Wie wenn sie sich plötzlich auf einen schlagenden Beweis besonnen hätte, setzte sie rasch hinzu: „Haben Sie keine Heimat?"

„Ich könnte mit dem bekannten Studentenliede antworten: Wo es uns gut geht, dort ist unsere Heimat", versetzte Gerhard, dem die Unterhaltung mit dem naiven Kinde behagte, „aber ich habe allerdings noch eine besondere Heimat, ein Vaterhaus, wenn Sie wollen."

„Und es gefällt Ihnen dort nicht am besten?" Sie schlug dabei die schneeigen Händchen verwundert zusammen. „Krank sind Sie doch auch nicht, wie Mama von Papa behauptet. Ich begreife die vielen Leute nicht, die nicht zu Hause bleiben wollen. Was finden Sie in der Fremde?"

„Belehrung, Unterhaltung, Anregung, Erquickung. große Erinnerungen, interessante Einblicke in Sitten und Gebräuche, das Gefühl der Freiheit, eine schöne Natur. Durch das Reisen nähern sich die Menschen und Völker einander, der Verkehr wird gehoben, Wohlstand verbreitet, aus öden Stätten ein cultivirtes, gesegnetes Land geschaffen."

„Durch Reisen?“ fragte Miß Lizzie, die mit großem Ernst, dessen man sie kaum fähig gehalten hätte, aufmerksam zugehört hatte, und ihr Auge wie der Ton ihrer Stimme drückten Zweifel aus.

„Gefällt Ihnen Montreux?“ fragte Gerhard statt jeder Antwort entgegen.

„Es ist allerliebst, wenn mir auch Clayton-Forest tausendmal lieber wäre.“

„Gut. Ich habe es seit drei Jahren nicht mehr gesehen, denn heute war's schon zu finster, als ich ankam, aber es muß seitdem ganz unverhältnißmäßig zugenommen haben, soviel ich hörte und las, und was werden drei, fünf, zehn Jahre weiter für Veränderungen hervorbringen! Montreux ist heute nur das Fragment einer großen Zukunftsstadt von Villen und Landhäusern, die in anmuthigen Gärten längs einer weit ausgedehnten Strecke des nördlichen Seeufers zerstreut liegen. Es ist, möchte ich sagen, vor der Hand der Plan ausgesteckt. Lesen Sie den „Gefangenen von Chillon“, Sie werden einzelne Stellen aus der „Neuen Héloise“ heraussuchen dürfen, und stellen Sie dann Vergleiche an. Zur Zeit Rousseau's, ja noch zur Zeit Lord Byron's war hier eine Wildniß, ein dichter Wald, in dem nur ein paar aus armseligen, hinfälligen Hütten bestehende Dörfer verkümmerten; jetzt ist die Wildniß gerodet, Gär-

ten und Spaziergänge sind dafür angelegt, die armen Dorfschaften sind reich geworden, der Boden ist im Werthe so gestiegen, daß das Verbreitern einer Straße um einige Schuh dreimalhunderttausend Franken kostet, die den Grundeigenthümern zu gute kommen, die vereinzelten Gemeinden haben sich vereinigt, Clarens, Vernex-Montreux, Chernex, Collonges, Teritet, Veytaux, Chillon sind ein einziger großer Ort, der eigentlich bis Vevay hinaufreicht, das einst dazu gehören wird und schon jetzt aus seinem Gasometer die ganze Zukunftsweltstadt mit Licht speist. An Stelle der hinfälligen Hütten sind liebliche Villen, stolze Paläste aus dem Boden gewachsen: die zahllosen Pensionen, in denen heute schon vierzigtausend Menschen alljährlich überwintern — eine Zahl, die sich verzehnfachen wird, denn die Menschen werden hierher pilgern wie ins gelobte Land, wo Milch und Honig fließt und Jeder die Hände in den Schooß legen kann. Der Arme aber wird hier Arbeit und guten Lohn finden. Und wodurch ist diese gewaltige Veränderung vor sich gegangen? Glauben Sie noch, daß ich zuvor, als ich die Wirkungen des Reisens besprach, zu viel sagte?"

„Vortrefflich, was Sie da gesagt", stimmte Mrs. Wallace vom Sopha her bei. Sie hatte während Gerhard's Rede mit den magern Fingern immer schneller

und schneller auf den Tisch getrommelt und nahm jetzt ihre Arbeit wieder auf.

Auch Lizzie hatte aufmerksam zugehört und das Gehörte hatte ihr zu denken gegeben; sie hielt das Köpfchen noch immer sinnend gesenkt, aber der feurige, eindringliche Redefluß hatte offenbar ihr gesundes Urtheil nicht so ganz zu bestechen vermocht, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben hätte. Der Zusammenhang war ihr über das glänzend erwiesene Einzelne nicht verloren gegangen. Schalkhaft lächelnd hob sie das Antlitz.

„Aber Montreux ist auch eine Heimat", sagte sie, „eine Heimat der Kranken; es ist auch nicht überall so schön wie hier und dergleichen Veränderungen sind selten. Und was den Wohlstand betrifft, so wird der nicht in die Fremde getragen, ohne daß er dafür der Heimat entzogen würde. Dem Nutzen steht also ein Schaden gegenüber."

„Du verstehst davon gar nichts", schnitt Mrs. Wallace, indem sie sich auffallend ungehalten der englischen Sprache bediente, kurz ab."

Das Töchterchen hatte aber seine ganze kindliche Naivetät wiedergefunden und rief ein wenig rasch heraus:

„O, Mama will nichts hören von Nutzen und Schaden. Sie behauptet, ein Pfund in England gibt

zwanzig in Frankreich, und ich sage ihr doch, daß man in Frankreich nicht mehr nach Livres rechnet."

„Lizzie!" mahnte die Schwester, ohne von ihrer Stickerei aufzusehen; der Erfolg war aber nur, daß Miß Lizzie lachend erwiderte:

„Ist's etwa nicht wahr? Du denkst ja selber so, Molly, gesteh' es nur."

Das fand Mrs. Wallace natürlich nicht sehr angenehm, und um jeder etwa noch weiter gehenden Eröffnung zuvorzukommen, erhob sie sich mit steifer Haltung, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Auch Mrs. Lesley folgte diesem Zeichen.

„Wie? Du willst auch schon gehen?" fragte ihr Gatte überrascht.

„Du siehst", war die kurze Erwiderung, wie die Frage in englischer Sprache gegeben.

Mr. Lesley schoß das Blut nach dem Kopfe.

„Es wäre vielleicht noch besser, gar nicht mehr herunterzukommen", äußerte er, wie es Gerhard schien, mit mehr Bitterkeit, als die Sache eigentlich rechtfertigte, sodaß die Wangen der jungen Frau sich lebhaft färbten

Man sagte sich kurz gute Nacht und die beiden Freunde traten hinaus in die Veranda, um dort am offenen Fenster die köstliche Abendluft einzuathmen und die lange verschobene Cigarre zu rauchen.

Drittes Kapitel.

Im Schooße der Familie.

Das Schweigen, in das sich Mrs. Wallace mit verletzter Würde gehüllt, wurde erst gebrochen, als die ganze Familie in ihrem Wohnzimmer angekommen war, das zugleich Miß Lizzie als Schlafgemach dienen mußte. Es lag eine unheimliche Schwüle über allen, von welcher nur Se. Ehrwürden nichts zu ahnen schien, da ihn der Aufbruch seiner Frau ganz unerwartet aus seinen Erörterungen mit Streicher gerissen. Offen und heiter war auch Lizzie's Antlitz, der kleine Missethäter schien wenigstens keine Angst vor dem Ausbruche des drohenden Gewitters zu haben.

Mr. Lesley trat ans Fenster und sah mit gekreuzten Armen in die Nacht hinaus, die andern vier hatten sich an den Tisch gesetzt, von welchem Papa Wallace eine Nummer der Times aufnahm, mit der

er vor Tische nicht ganz zu Ende gekommen war. Mrs. Wallace strickte eifrig; es war, als habe sie sich zur Aufgabe gemacht, in aller Eile erst eine gewisse Anzahl von Gängen fertig zu bringen, die ihr noch mehr auf dem Herzen lagen als Alles, was ihr Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte.

„Unter Anderm, Nab“, begann Mr. Wallace neugierig, „weshalb gingen wir denn so bald? Ich unterhielt mich ganz gut. Mr. Streicher scheint ein sehr unterrichteter Mann, wenn auch, wie ich wohl sagen darf, nicht in allen Angaben ganz zuverlässig.“

Der Pfarrer bediente sich natürlich seiner Muttersprache, in welcher auch das Gespräch weiter geführt wurde.

„So! Sehr angenehm für Dich“, warf Mrs. Wallace scheinbar höchst gleichgültig hin.

Nun wendete sich aber ihr Schwiegersohn plötzlich um und nahm seinerseits die unbeantwortet fallen gelassene Frage des Pfarrers auf.

„In der That, auch ich möchte wissen“, sagte er, „was diesen frühzeitigen Rückzug veranlaßt hat.“

Mrs. Wallace zuckte die Achseln, ein spöttisch scharfes Lächeln verzog ihren Mund.

„Taktlosigkeiten“, erwiderte sie kurz, ohne aufzublicken.

„Und konntest Du mir kein Wort sagen, Molly?“ fragte Mr. Lesley seine Frau, die, statt zu antworten, ihr dunkel erglühendes Antlitz nur noch tiefer auf ihren Stramin herabsenkte, als falle ihr die richtige Zusammenstellung der Schattirung besonders schwer.

Die Mutter übernahm für sie die Erwiderung.

„Molly hat nach der heutigen Probe wohl nicht voraussetzen können, daß Mr. Lesley sich übermäßig um die Ansichten und Wünsche seiner Gattin kümmert. Die Tochter fand es in der Ordnung, sich gleichzeitig mit der Mutter zurückzuziehen, und rechnete wohl kaum darauf, daß unser Verschwinden von Ihnen beachtet würde.“

„Das ist wahrlich stark!“ rief Mr. Lesley unmuthig aus. „Eines Hutes wegen, den ich nicht nach Geschmack finden konnte, also, sagen wir, einer Caprice wegen solche Kränkung herauszukehren, ist doch unwürdig einer Frau. Der ganze Fall ist all der spitzen Anspielungen gar nicht werth, die ich schon darüber hören mußte. Man könnte wirklich in Versuchung gerathen, ein Wort des gerechten Verdrusses laut werden zu lassen, ohne es in der Hitze erst abzuwägen.“

„Ich glaube, Sie sind dieser Versuchung schon erlegen“, bemerkte Mrs. Wallace.

„Aber ich begreife wirklich nicht, Nab, meine

Theure, wie man sich über dergleichen, ich glaube wohl sagen zu können, dergleichen Kleinigkeiten so ereifern kann, wie mir scheinen will, daß Du thust, meine Liebe."

Mrs. Wallace schien ihre Aufgabe im Stricken vollendet zu haben, oder schwand der letzte spärliche Rest von Geduld, den sie sich bewahrt, gänzlich, sie hob mit einem Male den Kopf und trommelte mit ihren knöchernen Fingern einen Sturmmarsch auf dem Tische.

„Du wirst erlauben", fertigte sie ihren Gatten in schneidendem Tone ab, „daß ich mir über die größere oder geringere Wichtigkeit gewisser Dinge mein eigenes Urtheil bilde."

Se. Ehrwürden fügte sich in Sanftmuth dem dominirenden Einflusse, der eine fünfundzwanzigjährige Ehe zu der friedlichsten in der Welt gemacht, weil er es verstanden, jeden Widerspruch zu besiegen, ehe er noch eigentlich recht laut geworden. Lizzie aber, die eine innige Zuneigung an ihren Vater fesselte, konnte solche Unterdrückung, wie sie es nannte, niemals mit ansehen, ohne einer raschen Wallung nachzugeben. Auch diesmal stellte sie sich muthig in die Kampfreihe mit einer köstlichen Mischung von leichtsinnigem Uebermuth und ritterlichem Trotz in ihrem Wesen, das der

Mutter mehr imponirte, als sie es vor sich selber Wort haben wollte.

„Mutter, laß Deinen Zorn nur gegen mich aus!“ rief das Mädchen mit gezwungenem Lächeln. „Ich weiß doch, daß ich wieder etwas Dummes gethan haben muß. Je früher das Gewitter über meinem schuldigen Haupte losbricht, desto weniger gefährlich wird es sein; mir ist's viel lieber, wenn es direct einschlägt, als wenn der Blitz auf Umwegen zu mir kommt, sodaß ich das ganze Zickzack sehen kann. Eigentlich ist's doch nichts, als daß ich wieder einmal die Wahrheit gesagt. In der Schule heißt's immer: Du sollst nicht lügen! und in der Welt: Du sollst die Wahrheit nicht sagen!“

Mrs. Wallace hatte dem Töchterlein trommelnd zugehört, jetzt unterbrach sie die Selbstanklage und Vertheidigung zugleich enthaltende Rede.

„Zwischen Lügen und taktvollem Sprechen ist ein gewaltiger Unterschied, welchen Miß Weisheit wahrzunehmen und einzuhalten im Grunde alt genug wäre. Man plaudert nicht Alles aus, was man weiß oder auch nur zu wissen glaubt, weil man dadurch sich und Andere vor der Welt lächerlich macht.“

„O, nicht nur zu wissen glaube!“ griff Lizzie dasjenige auf, worin ihr eine Beleidigung zu liegen

schien. „Ich sage nur, was ich ganz gewiß weiß. Mama hat oft genug wiederholt, daß wir der Ersparniß wegen auf dem Continente reisen, warum sollte ich das nicht sagen? Ich glaube doch nicht, daß man sich dessen zu schämen hat, sonst sollten wir es lieber nicht thun."

„Du thörichtes Kind!" rief Mrs. Wallace, der diese scharfe Logik das Blut in die Wangen trieb, sodaß sie im Eifer an den strohgelben Bändern zupfte, was ihre Haube ganz aus der Lage brachte. „Thörichtes Kind, wer sagt Dir, daß dies der alleinige Grund ist? Du weißt, daß Papa das Klima in England nicht vertragen kann, vornehmlich die Nebel; weißt Du, was Nebel sind, wenn man das Podagra hat?"

„Gott Lob nein, Ma. Aber Davy hat doch nicht das abscheuliche Podagra und Molly auch nicht, und ich könnte mit beiden in Linney-Haugh in unserm lieben Derbyshire bleiben. Warum willst Du, daß wir mitziehen?"

„So, du häßliches Kind! Vater und Mutter zu ehren ist ein heiliger Gebot, als nicht zu lügen. Sollen wir etwa allein hier unter fremden Leuten wohnen? Selbstsüchtiges Kind! Du hast ein gefühlloses Herz. Kinder gehören zu den Aeltern."

„Aber ich glaube wirklich, Nab, meine Theure", mengte sich Se. Ehrwürden, die Times momentan senkend, mild ein, „meine Schmerzen würden mir

ganz gut erlauben, nach Clayton-Forest zurückzukehren, besonders wenn ich den Vicar behielte. Ich würde mich dann wohl recht pflegen können."

„So! Den Hülfsprediger auch noch beibehalten, natürlich!" höhnte seine Frau, „damit wir am Ende wie diese Familien in den deutschen oder schweizer Pfarrhäusern unsern Unterhalt aus dem Verkaufe selbstgezüchteten Geflügels und selbstgebauten Gemüses gewinnen müßten."

Jetzt warf auch Mr. Lesley ein Wort ein.

„Aber ich sollte denken, mit tausend Pfund des Jahres wäre auszukommen, und wenn nicht, nun, dann ist ja Linney-Haugh nicht soweit von Clayton-Forest. Ich stelle mich darin auf Lizzie's Seite, wenn ich auch beistimmen muß, daß sie ihre Kinderschuhe zu lange nicht ablegt und obendrein noch der Einbildung lebt, daß sie unfehlbar und jede ihrer zahlreichen Naivetäten eine wunderbar geistreiche Kundgebung sei."

„Schwager", fuhr Miß Lizzie, deren zarte Wangen sich wie die Stirn dunkelroth gefärbt hatten, grollend auf, „ich will keinen Partner, der mich hinterrücks selbst anfällt. Es ist Feindschaft zwischen uns!"

„Ich habe Dich nicht hinterrücks angefallen, sondern Dir ins Angesicht einfach und ehrlich meine Meinung

gesagt. Aber ich hätte wissen sollen, daß Frauen keinen Tadel ertragen."

„Wenn Du das weißt, wäre es delicater gewesen nicht vor aller Welt gegen Deine eigene Frau einen solchen auszusprechen."

Es war dies das erste Wort, das Mrs. Lesley bis jetzt gesprochen, und so ruhig und leise es auch vorgebracht wurde, klang der Vorwurf nur um so empfindlicher heraus. Mr. Lesley stand überrascht und kaute an seiner Unterlippe. Seine Schwiegermutter ließ es dabei aber nicht bewenden, sie spitzte den Pfeil noch nachträglich zu.

„Man wird sich an dem Auftritt im Salon recht ergötzt haben", fügte sie bei.

„Und was soll ich schon wieder gethan haben?" fragte der Angeklagte herbe.

„Ich erinnere mich wirklich nicht, wenn ich so sagen soll, etwas bemerkt zu haben", wagte es Mr. Wallace, sich auf die Seite seines Schwiegersohns zu stellen.

Miß Lizzie warf kampflustig und triumphirend das Köpfchen zurück. Ihre großen grauen Augen leuchteten in Lust und Schelmerei.

„Voilà! Hättest Du mich nicht in das Lager Deiner Gegner getrieben! Ehrliche Feindschaft! Ich bin

Zeuge, unliebenswürdiger Herr Schwager, daß Du auch ein unliebenswürdiger Gatte warst. Oder hältst Du die spitze Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, gar nicht in den Salon hinunterzukommen, etwa für eine gewandte Phrase ritterlicher Galanterie?"

„Es war in der That taktlos", fügte die Schwiegermutter bei, „aber ich will annehmen, daß Sie sich in einem Zustand besonderer Reizbarkeit befinden. Ich glaube, Sie sind unwohl. Sie sollten mehr auf Ihre Gesundheit achten, irgend einen Arzt fragen, oder wollen Sie Cremortartari aus meiner Apotheke nehmen? Sie müssen wieder einen Gallenerguß gehabt haben, man sieht es Ihnen an, Davy."

Diese anscheinende Besorgniß wirkte aber auf den mit einer entschuldigenden Krankheit Bedachten nicht wie auf Don Basilio. Mr. Lesley fühlte sich davon nur um so mehr gereizt; er kannte diesen Winkelzug seiner Schwiegermutter, jeden Ausbruch des Mißmuths seiner angegriffenen Gesundheit zuzuschreiben und sich dagegen selbst unwohl zu erklären, wenn ihren apodictisch geäußerten Wünschen nicht ohne weiteres Folge gegeben wurde.

„Ja, ja", rief er in herbem Tone, „etwas muß krank sein. Entweder meine Zunge, auf der sich das einfachste und natürlichste Wort in eine Beleidigung

verkehrt, oder die Ohren, welche überall eine Kränkung hören, wo keine beabsichtigt ist, oder endlich —"

„Nun, nur heraus", sagte seine Frau schmerzlich, als er stockte und Mrs. Wallace nur heftig trommelnd ihrem Schwiegersohn herausfordernd in die Augen sah, erstaunt über das Außergewöhnliche, Ueberraschende, was da kommen sollte. „Was ist denn das Dritte, das möglicherweise krank ist?" fuhr die junge Frau fort. „Thue Dir keinen Zwang an! Vielleicht das Herz, das frei sein möchte und sich gebunden fühlt?"

Mr. Lesley wechselte rasch die Farbe, das Zucken seiner Finger verrieth eine heftige Bewegung seines Innern. Er that sich aber Zwang an, so sehr er konnte.

„Nun, wenn es denn gesagt sein muß", stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „ich glaube, daß unser ganzes Verhältniß krank ist. Nein, ich glaube es nicht blos, ich empfinde es ganz deutlich, daß ich mich in einer schiefen Lage befinde."

„Und darf man fragen, inwiefern?" richtete sich Mrs. Wallace auf. „Wollen Sie damit v.elleicht sagen, daß Sie sich in der Verbindung mit unserer Tochter nicht glücklich fühlen und daß wir etwa

beigetragen hätten, Sie zu dieser Verbindung zu bewegen, Mr. Lesley?"

„Mir fiel nie ein, dergleichen zu äußern."

„Aber Sie denken es vielleicht", entgegnete Mrs. Wallace, die einem Vermittlungsversuch ihres wie auf Nadeln sitzenden Gatten gar keine Beachtung schenkte.

Ihr Schwiegersohn stampfte unwirsch den Boden.

„Sie wissen recht gut, was ich denke und sagen wollte", versetzte er. „Warum will man mir Gedanken anschuldigen, die ich nicht hege? Ich muß gestehen, daß ich dessen überdrüssig bin, sowie ich nicht nach England zurückkehrte um das Nomadenleben von neuem zu beginnen. Wenn ich Gefallen daran gefunden hätte, wäre ich geblieben, wo ich war."

„Du bedauerst es wohl?" warf seine Frau, die immer rascher und rascher stickte, hin und fachte den Brand, der sowohl in ihrem wie im Interesse ihres Gatten besser gelöscht gewesen wäre, damit nur noch höher an.

„Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn ich's zu Zeiten thäte", versetzte der gekränkte Mann zu hastig, um zuvor seine Worte zu überlegen. „War ich früher Nomade aus freiem Willen — als ein Fürst, so bin ich es jetzt als ein Sklave."

Er wendete sich kurz um und verließ im Zorne das Gemach. Ein Tropfen fiel auf die bunte Wolle der Stickerei, und es war natürlich, daß die junge schmerzlich erregte Frau die Arbeit sehr nahe an ihre Augen bringen mußte, um durch das Flimmern der Thränen hindurch die Stiche zu erkennen. Mrs. Wallace war unter dem Eindruck, den die Worte ihres sonst so fügsamen Schwiegersohns hinterlassen, wie versteinert. Noch niemals hatte Mr. Lesley so deutlich und unumwunden gesprochen.

„Unerhört", murmelte sie, als Lizzie mit der erstaunten Bemerkung, daß ihr Schwager wirklich und wahrhaftig fort sei, den Bann gebrochen hatte. „Unerhört! Eine solche Sprache zu führen, wie ein Ankläger, wo eine Entschuldigung, eine Abbitte allein die Rücksichtslosigkeit hätte gut machen können. Man sieht, die Verwilderung der Sitten ist niemals ganz auszurotten."

Mr. Wallace hatte die Zeitung auf seine Kniee fallen lassen und sah unschlüssig auf seine Finger, mit denen er unruhig spielte; jetzt aber hob er entschlossen das feine aristokratische Antlitz, in dessen Zügen sich lebhafte Mißbilligung aussprach.

„Ihr habt es ihm aber auch zu arg gemacht",

sagte Se. Ehrwürden streng, wie er sich's vorgenommen; „ja gewiß, man kann, ich glaube wohl, sagen, zu arg gemacht. Es muß sich ja aller männliche Stolz gewissermaßen empören dagegen, von Frauen derartig, wie, man kann wohl behaupten, ein Schuljunge abgekanzelt zu werden. Glaubst Du nicht selbst, Nab, mein Theure?"

Mr. Wallace hatte sich zu einer so ungewöhnlich scharfen Behauptung hinreißen lassen, daß nicht nur seine Frau, sondern auch er selbst darüber erstaunt, ja sogar betroffen war, da Mrs. Abigail Wallace durchaus nicht gesonnen schien, seiner Schlußappellation beistimmend Gehör zu geben.

„Die Männer halten alle zusammen", erwiderte sie im Gegentheil und fuhr dann in besonders theilnehmendem Tone fort: „Aber daß Du, lieber James, Dich so heftig zu Davy's Partei schlägst, überzeugt mich davon, daß Du heute ungewöhnlich aufgeregt bist. Ich habe es schon zuvor befürchtet, es ist gewiß wieder ein Anfall im Anzuge, Du bist dann immer etwas leidenschaftlich, und es ist dies um so betrübender, als der Arzt Dir doch jede Gemüthserregung eindringlichst widerrathen hat. Du mußt Dein Temperament mehr beherrschen lernen. Wir leiden alle darunter, denn was würde aus uns, wenn Du uns verlassen solltest! Du

mußt Dich für uns erhalten, James — es ist Deine Pflicht, als Gatte, Vater und Christ. Das Beste ist, Du gehst zu Bette. Du mußt Dich schonen, und wenn nicht für Dich — ich weiß es, Du bist so leichtsinnig, wenn es Deiner Gesundheit gilt — so für uns — denke an Deine Familie!"

„Ja, ja, wie Du meinst, Nab", entgegnete Mr. Wallace, der seine Hand gerührt seiner Vorsicht, wie er sie zeitweise nannte, über den Tisch hinreichte. „Du glaubst also, ein Anfall? Ich fühle mich zwar ganz wohl, wie ich wohl behaupten kann —"

„Und vor drei Wochen, wo Du Dich ebenfalls so wohl fühltest —"

„Allerdings, das war mir ganz entfallen. Nun ja, ich will zu Bette."

„Aber, Mama", intervenirte Miß Lizzie für ihren Vater, „weshalb schickst Du denn Papa zu Bett, wenn er doch wohl ist?"

„Schicken!" wiederholte Mrs. Wallace im ungehaltenen Ton des Verweises.

„Gewiß, Kind", fiel ihr Mann rasch ein, wobei er die schöne weiße Hand, die seine jüngere Tochter liebkosend gefaßt hielt, frei machte und damit ihr lockiges Haar strich, „vom Schicken ist keine Rede. Die Mutter meint es gut mit mir, ich habe seit fünfundzwanzig

Jahren Zeit gehabt, mich davon zu überzeugen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich dies sage. Ich glaube selbst, es wird mir gut thun, wenn ich mich früher zurückziehe. Ihr habt vielleicht auch Mancherlei zu besprechen, was mich, denke ich, nur in der Lectüre stören könnte."

Der alte Herr sagte gute Nacht und es war wirklich ein Blick unerkünstelter Zärtlichkeit, der ihm aus den Augen seiner Gattin folgte, als er das Zimmer verließ. Der flüchtige Sonnenstrahl war aber sogleich wieder verscheucht, als Miß Lizzie in ihrer übersprudelnden Natürlichkeit und mit ein wenig Bosheit bemerkte, Papa sei ein Muster von einem Ehemann, sie wünsche sich auch einmal einen solchen.

„Du hättest den Deinen besser erziehen sollen, Molly", schloß sie. „Du bist schuld, wenn er gegen seine Frau und, was noch mehr sagen will, gegen seine liebenswürdige Schwägerin unartig ist."

„Er hat Dir nicht zu viel gesagt", erwiderte die junge Frau, „es war Alles wohlverdient."

Miß Lizzie schlug mit komischer Entrüstung ihre Händchen zusammen.

„Also auch Du nimmst gegen mich Partei? Nun wohl, dann war auch Alles redlich verdient, was er Dir gesagt — ich unterschreibe Alles — Alles!"

„Kannst Du denn nie ernsthaft sein?“ verwies sie die Mutter. „Es ist nicht nur unverdient, es ist himmelschreiend, was er uns gesagt, und kann nicht mit einem Scherze abgethan werden. So spricht kein ehrerbietiger Sohn mit seiner Schwiegermutter, kein Mann, der seine Frau liebt, mit dieser.“

„Davy hat es anders gemeint — er war gereizt“, entschuldigte die junge Frau den Angeklagten, dem sie doch kurz zuvor selbst Vorwürfe gemacht. Aber jetzt war er nicht anwesend und die Angriffe gegen ihn erschienen ihr wie gegen sie selbst gerichtet.

Mrs. Wallace verdroß sichtlich der Widerspruch ihrer Tochter.

„Was gereizt! Ein gebildeter Mann darf sich gegen Frauen nie so weit gehen lassen. Solche Reden, wie er führte, ein solches Betragen, wie er zeigte, sind nicht gentlemanlike.“

„Ich finde ihn unchevaleresque“, fügte Lizzie hinzu. Die junge Frau hob das erröthende Antlitz.

„Davy hat den edelsten und achtunggebietendsten Charakter“, entgegnete sie fest; „ich möchte den sehen, der ihn irgend einer Gemeinheit zeihen könnte. Er ist redlich, gut und wohlthätig, und wenn er weniger leichtfüßig ist als Graf Hilmersdorf und weniger Schönredner als Herr von Kurusoff oder sonst

einer von Deinen Anbetern, von denen ich unter uns gesagt keinen möchte, so ist er dafür um so zuverlässiger, erfahrener und ehrenhafter."

„Graf Hilmersdorf leichtfüßig — zugegeben, aber Herr von Kurusoff ein Schönredner? Das ist Verleumdung, Schwester. Ein Schönredner ohne Stimme! Uebrigens Revanche pour Pavie! Möchtest Du meine Anbeter nicht, ich mag dafür keinen solchen Inbegriff aller edlen Eigenschaften, der aus übertriebener Wahrhaftigkeit eines Tages nicht anstände, mir zugestehen, daß er es zeitweise bedauert, mein Sklave zu sein. Meine Sklaven müssen alle entzückt von ihrem Loose sein und vor allem darf mein einstiger Ehesklave niemals an seiner goldenen Kette rütteln."

Mrs. Lesley streifte ihre Schwester mit einem Blicke, als wenn sie sagen wollte: „Kindisches Ding!"

„Lizzie schwatzt wie ein Papagei", ergänzte die Mutter den beredten Blick, wendete sich aber sogleich wieder gegen ihre ältere Tochter. „Ich muß ihr aber insofern beistimmen, als ich einen Mann niemals und unter keiner Bedingung von der Pflicht der Höflichkeit lossprechen kann. Wer seiner Frau roh zu begegnen vermag, achtet sie nicht, und das ist schlimmer, als wenn er ihr seine Neigung entzieht."

„Aber Davy ist mir ja gar nicht roh begegnet",

widersprach die junge Frau, die kaum mehr ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„Wie? Du willst ihn am Ende noch vertheidigen? Ich glaube doch auch zu wissen, was sich gehört. Sein heutiger Ausbruch steht nicht einmal vereinzelt da, wenn er auch weiter ging als jemals zuvor. O mein Kind, ich habe es mit Schmerzen wachsen sehen und Dolche drehen sich in meinem Herzen um, während ich Dir sage, daß ich nicht mehr zweifeln kann, wie Davy Dich von Tag zu Tag mehr vernachlässigt. Ich will nichts gesagt haben und das Mißtrauen in Dir nicht wachrufen, aber ich kann kaum mehr zweifeln, daß Dich Dein Mann nicht mehr liebt, wenigstens nicht wie ehedem."

„Mutter!" rief die junge Frau todtenbleich vor Schreck, „wie kannst Du das sagen! Was weißt Du?"

„Mein armes Kind, ich hätte gewünscht, daß Dich niemals ein so herber Schlag träfe. Aber der heutige Abend hat mich vollkommen klar sehen gemacht. Er ist gleichgültig gegen Dich, wenn nicht noch Schlimmeres."

Die junge Frau hatte sich indeß wieder gefaßt, und die Aufregung des Schrecks, die ihr das Blut zum Herzen getrieben, jagte es jetzt in um so lebhaftern Wellen durch die Adern zurück. Ihr hübsches Antlitz

bekam wieder Farbe, die Augen erhöhten Glanz, und mit Heftigkeit setzte sie sich zur Wehr, in ihrem Gatten zugleich den eigenen gefährdeten unersetzbaren Besitz vertheidigend.

„Das ist nicht wahr!" rief sie weit resoluter, als ihr stilles Wesen hätte voraussetzen lassen. „Davy liebt mich, er ist nicht gleichgültig gegen mich, und was Du unter dem Schlimmern meinst, kann ich ganz und gar nicht verstehen. Es ist nicht recht, Mutter, daß Du Davy zu verdächtigen und mich gegen ihn einzunehmen suchst. Du hast es zugegeben, daß ich seine Frau wurde, ja noch mehr, ich kann sagen, Du hast ihm unser Haus angenehm gemacht, als er in unsere Nachbarschaft zurückkehrte, Du hast meinen Eigenschaften mehr Lob vor ihm ertheilt, als sie verdienten, Du hast ihm den Weg geebnet und das Sprechen erleichtert und mir jeden Zweifel aus der Seele geredet, bis wir Mann und Frau wurden. Warum hast Du mich damals nicht gewarnt und zwischen Davy und mich Deinen Willen gestellt?"

„Du undankbares Kind!" brauste Mrs. Wallace auf. „Habe ich Vorwürfe dafür verdient, daß ich besorgt war, Dein Glück zu gründen? Weil ich den Bewerbungen eines Mannes, den ich für anständig hielt, keine Hindernisse entgegensetzte und, da ich sah,

daß er Dir gefiel, keine tyrannische Mutter spielen wollte, weil ich vielleicht, aus Liebe zu Dir, kurzsichtig nachgab — meinetwegen sage, aus zu großer Besorgniß, Du könntest in unserm abgeschiedenen Clayton-Forest am Ende gar keinen Mann mehr finden, in einer Zeit, wo die Heirathslust der jungen Herren so rapid abzunehmen droht, daß die Ehe bald ein Ausnahmezustand sein wird — darum soll ich nun den Vorwurf hören, als hätte ich gar entgegenkommende Schritte gemacht, denn das willst Du doch sagen, oder als hätte ich Dich zur Heirath gezwungen oder doch überredet, nachdem der Vogel glücklich in mein Netz gerathen war?"

„Ach, Mama", rief Lizzie belustigt, „wann wird denn die Zeit gekommen sein, daß Du für mich auch Netze stellst? Aber bitte, sieh Dich besser vor als das letzte Mal, sonst zerreiße ich heimlich eine Masche und lasse den Uhu davonflattern."

Weder ihre Mutter noch Schwester waren in der Stimmung, auf diese übermüthigen Scherze einzugehen.

„Wie dem sei", sagte die letztere fest, „nachdem wir einmal verheirathet sind, ist es Unrecht, den Samen der Zwietracht zwischen uns zu streuen und meinen Mann, den ich verehren und hochachten soll, wie ich

es versprochen, in meinen Augen heruntersetzen zu wollen. Das heißt das Glück, das Du stiften wolltest, untergraben, und wer es auch sei, der so handeln wollte, ich müßte ihn abweisen, von Dir aber, Mutter, hätte ich das niemals erfahren sollen!"

„So" stieß die Matrone scharf hervor, wobei sich hinter ihrer Gereiztheit die Scham verbergen mußte, die sie nicht ganz zu überwinden vermochte. „Ich bin jetzt des Bessern belehrt. Aber, thörichtes Kind, ich wache jetzt eben auch über Dein Glück."

„Darüber muß derjenige wachen, dem Du es anzuvertrauen für gut fandest. Wodurch haben sich Deine Ansichten über Davy so geändert, der doch, wie Du selbst zugibst, Dir hochwillkommen schien, um mich vor der Gefahr zu retten, ein altes Mädchen zu werden?"

Mrs. Wallace hing sich, wie dies vieler Frauen Art ist, den Zusammenhang übersehend, an den letzten Satz, der sie zugleich am meisten irritirte, ohne sich an den Widerspruch ihrer eigenen Worte zu kehren.

„Nun, gar so arg war die Gefahr und gar so hochwillkommen der Retter denn doch nicht. Was ist denn Davy, was sind denn diese Lesleys Besonderes? Linney-Haugh ist noch lange kein Windsor-Castle. Dein Vater ist ein jüngerer Sohn, aber die Wallaces

sind mit Wilhelm dem Eroberer eingewandert und die Shaketons, von denen Ihr mütterlicherseits stammt, waren lange die Ersten in der Grafschaft."

„Vor zweihundert Jahren", schaltete Lizzie ein.

„Du aber warst das hübscheste Mädchen im ganzen Kirchspiel — die Shaketons waren immer ihrer Schönheit wegen berühmt und gesucht. Ich kann also wohl einigermaßen mit Recht behaupten, wie Dein Vater zu sagen pflegt, daß Du nicht eigens auf Mr. Lesley gewartet hast, und es wäre an ihm, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, das man in ihn gesetzt. Ich will gar nichts sagen, daß Du Deinen Gatten vertheidigst, wenn ich auch gegen die Mutter überflüssig finde, was gegen die Welt geboten ist, aber ich sehe mit Bedauern, daß Du Deine Augen absichtlich gegen Thatsachen und Dein Herz gegen wohlgemeinte mütterliche Rathschläge verschließest. Mr. Lesley, sage ich, hätte alle Ursache, sich glücklich zu schätzen. Er steht nicht mehr in erster Jugend und müßte sich beeifern, Deine Neigung frisch zu erhalten, und die Jahre, die er zu viel hat, durch sein Benehmen, durch seine zarten Bemühungen zu verwischen trachten. Statt dessen vernachlässigt er Dich — ja, er thut es auffällig, gestehe es nur zu, Du armes Kind. Du kannst nicht leugnen, daß er sich sehr verändert hat. Siehst Du, Du erröthest! An=

worte selbst, ist nicht eine große Veränderung mit ihm vorgegangen?"

„Er ist wohl etwas anders, aber —" lispelte die junge Frau befangen und stockte dann.

„Nun siehst Du", fiel ihr Mrs. Wallace ins Wort. „O, das Mutterauge blickt scharf! Ja, ja, er hat sich verändert — er ist kälter und wortkarger geworden, düster und reizbar, er meidet Dich — ja, er meidet Dich, so weit ist es gekommen, und was soll die schwere Traurigkeit, die er nicht verbergen kann? Ich sage, es ist nur der Deckmantel, unter dem er nichts Gutes brütet — nichts Gutes, Kind! Er hat sich selbst verrathen vorhin, das Wort ist ihm entschlüpft, aber es enthüllt seine Seele. Du kannst meiner Erfahrung glauben — er sinnt nichts Gutes, Kind."

Die Sprecherin hatte ihre Hand liebkosend auf Molly's braune Flechten gelegt, die mit graziöser Einfachheit um den Kopf geschlungen waren, und ihre Stimme hatte den Ausdruck wirklicher Rührung und Besorgniß angenommen, sodaß die arme gequälte junge Frau die Hand ihrer Mutter zitternd zwischen die ihren nahm und ganz verstört zu der Unheilverkünderin emporblickte.

„O Mutter, Du bist grausam", klagte sie. „Wenn Du etwas weißt, warum sprichst Du nicht gerade

und offen? Warum so tropfenweise mein Vertrauen vergiften? Was ist vorgefallen? Was fürchtest Du, Mutter?"

„Fürchten — viel, wenn auch bis jetzt noch nichts vorgefallen ist, wobei man Deinen Mann fassen könnte. Dann ist es aber auch schon zu spät. Man muß vorsichtig sein. Es gibt hier so viele zweifelhafte Existenzen. Gefällt Dir zum Beispiel diese Baronin Lestow?"

„Die Baronin?" wiederholte Molly erstaunt und geängstigt. „Aber Davy hat noch gar nicht mit ihr gesprochen."

„Ich meine auch nicht die Baronin, nur als Beispiel führte ich sie an für kokette Frauen, deren Absichten man nicht auf den Grund sehen kann, oder vielmehr, man kann sehr gut auf den Grund sehen, wenn man mehr Erfahrung hat als Du, mein Kind. Es geht etwas vor mit Deinem Manne, das ist sicher, und Du mußt ihm zeigen, daß Du nicht blind für seine Verirrungen bist, das mußt Du."

„Höre, Mama", mengte sich da Lizzie herzhaft ein, „das kann ich von Davy nicht glauben. Er ist ein Bär und ist ungezogen mit seiner Schwägerin, wie mit seiner Frau, aber daß er diese hintergehen sollte, ist durchaus nicht anzunehmen. Davy macht sich nicht soviel aus einem hübschen Frauenzimmer,

er hat mich nicht ein einziges Mal geküßt, seit Ihr mich aus der Pension abgeholt, und da wäre doch nichts Böses dabei gewesen. Ich hätte ihm auch nicht den Kuß verweigert, wenn ich ihn gleich sonst nicht besonders leiden mag — er riecht mir zu sehr nach Tabak."

„Du brauchst ihn auch gar nicht zu küssen", schmollte die junge Frau, deren Anlage zur Eifersucht die Mutter uicht erst zu schüren nöthig gehabt hätte.

„Wir verzichten auf Deine Erfahrungen und Reflexionen", wies diese ihre jüngere Tochter in die Schranken, „und Du, Molly, mein Kind, glaube mir, die Männer sind launenhaft und unbeständig — nicht daß ich gegen Deinen Vater jemals Ursache zur Klage gehabt hätte, aber die Männer im Allgemeinen. Man muß ihnen die Gelegenheit abschneiden oder, wenn dies nicht möglich, sich mit Stolz waffnen und den Abtrünnigen zeigen, daß man sie verachtet."

Das rasche Wallen ihres Busens verrieth die große Aufregung, in der sich die junge Frau befand. Glaube, Vertrauen, Zweifel, Schmerz kämpften miteinander, ohne daß eine dieser Regungen den Sieg errungen hätte. Die feinen Fingerchen drückten und zerrten krampfhaft an dem Stramin und der bunten Wolle, die sich in einen unentwirrbaren Knäuel verwickelte.

„Aber, Mutter“, brach die von so verschiedenen Gefühlen Gemarterte endlich los, „es ist ja noch gar kein Beweis da, daß Davy ein — ein Abtrünniger wäre.“

„Nein, Beweis dafür ist noch keiner vorhanden“, entgegnete Mrs. Wallace, die Tochter trotz deren unwillkürlichen Widerstrebens an sich ziehend, „noch ist nichts gewiß, aber der Stolz muß schon jetzt Deine Waffe werden. Du mußt Deinem Manne zeigen, daß nicht Du es bist, die um seine Gunst wirbt. An ihm ist es, sich die Deine zu erhalten, er muß wissen, daß Du Dir Deiner Würde und seiner Pflichten bewußt bist, er muß nach einem Sonnenblick aus Deinen Augen, nach einem Lächeln von Deinem Munde trachten, er muß zur Erkenntniß kommen, daß er sich auf einem Abwege — wir wollen annehmen, erst am Beginne desselben — befindet, er muß umkehren und Dich zu versöhnen suchen, das muß er! Nur so kann vielleicht noch Alles gut werden.“

„Nun, wenn er auch, wie ich fest überzeugt bin, an keinen Abweg denkt“, rief Lizzie lachend, „so verdient er doch seiner übrigen abscheulichen Verbrechen wegen, daß man ihm die Hölle ein bischen heiß macht. Ein wenig Fegefeuer zum mindesten kann keinesfalls schaden.“

„Aber, Mutter“, warf die junge Frau nochmals zagend ein, „wenn ich ihn liebevoll bäte — er ist so empfänglich für jedes freundliche Wort; wer weiß, was ihn drückt; er gibt vielleicht gern eine genügende Erklärung.“

„An die nur unerfahrene Kinder glauben“, vervollständigte Mrs. Wallace den Satz. Sichtbar verletzt lehnte sie sich im Sopha zurück und begann mit merkwürdiger Raschheit zu stricken. Es lag etwas kühl Ablehnendes in ihren kurz hingeworfenen Worten: „Thue, was Du willst; gerathen habe ich Dir; zwingen kann ich Dich nicht, Du bist Deine eigene Herrin und alt genug; ich wasche meine Hände.“

Die junge Frau erhob sich; aus ihren Augen strahlte Zuversicht, die zuletzt doch Siegerin geblieben.

„Ich kann nicht glauben, daß Davy mich hintergeht — ich kann es nicht!“ rief sie mit aller Kraft der Ueberzeugung.

„Recht so! Ich auch nicht, Schwester!“ jubelte Lizzie. „Vergib mir, was ich Ungeschicktes gesagt.“

Sie faßte Molly's Hand und diese schlang den Arm um der Schwester Nacken und küßte sie mit Leidenschaft auf die Stirn, um gleich darauf in einen Strom von Thränen auszubrechen. Die Gemüthsbewegung war zu heftig gewesen, der edle weibliche Stolz, der

die junge Frau so lange aufrecht erhalten und ihr Muth zur Vertheidigung ihres Gatten eingeflößt, schmolz nach dem so mühsam errungenen Sieg dahin und die feine mädchenhafte Gestalt erbebte unter den erschütternden Stößen eines convulsivischen Schluchzens, das Lizzie's liebevolles Zureden erst zu stillen vermochte, als die Mutter das Zimmer schon lange verlassen hatte.

Viertes Kapitel.

Physiognomische Studien.

Kurz nachdem die Familie des englischen Pfarrers den Salon verlassen hatte, gesellte sich Herr von Kurusoff zu den beiden Freunden, die am offenen Fenster der Veranda behaglich ihre Cigarren rauchten. Die Behaglichkeit äußerte sich bei Streicher allerdings eigenthümlich, wenn man überhaupt annehmen will, daß es für ihn einen Zustand gab, der diesen Namen verdiente. Fortwährend biß und drehte er an seiner Cigarre, die alle Augenblicke neu angezündet werden mußte und trotzdem viel rascher ihrem Ende zubrannte als die eines andern mit Genuß verfahrenden Rauchers.

Herr von Kurusoff bat mit großer Anstrengung seines unhörbaren Organs, sich den Herren vorstellen zu dürfen, und fügte sogleich hinzu, daß er eigentlich

als ein Abgesandter der Baronin erscheine, Herrn Strandau um ein kleines Privatconcert zu ersuchen.

Gerhard war von dieser Zumuthung sehr überrascht, aber Herr von Kurusoff beeilte sich, jeder Einwendung zuvorzukommen. „O leugnen Sie nicht", hauchte er mit aller ihm zu Gebote stehenden Lebhaftigkeit, „leugnen Sie nicht, wir haben Ihr ausgezeichnetes Spiel bis in den Speisesaal hinab gehört."

„In der That, ich dachte nicht daran, daß man das Instrument im ganzen Hause höre, ich werde darauf in Zukunft Rücksicht nehmen", wollte sich Gerhard entschuldigen.

„Nicht doch, nicht doch! Sie haben sich jetzt schon verrathen. Das Haus hat hölzerne Wände und diese haben natürlich noch feinere Ohren, als sonst das deutsche Sprichwort ihnen beilegt. Es wäre schade, wenn Sie uns den Genuß entziehen wollten. Denn ein wirklicher Genuß war es, den wir vorhin hatten, darüber waren alle einig; selbst Miß Lizzie, unsere kleine Nachtigall, wie ich sie nenne, horchte ganz entzückt und gestand, ihren Meister gefunden zu haben."

„O bitte —"

„Durchaus keine Schmeichelei, Herr Strandau. Herr Strandau? Hehe! ein ganz hübsches Incognito, aber zu durchsichtig, viel zu durchsichtig."

„Sie meinen?“

„Virtuosen lieben es nicht, die neugierigen Augen der Menge überall auf sich gerichtet zu sehen, sie reisen wie Fürsten. Ich begreife das, aber ganz unter uns, so en petit comité — ah! Sie müssen sich schon darein fügen, mein lieber Maestro — Miß Lizzie hat endlich auf mein Andringen mir insgeheim zugeben müssen, daß wir es eigentlich mit einer Celebrität zu thun hätten, die es aus Bescheidenheit vorgezogen hat, den Namen Strandau ins Fremdenbuch einzutragen, und Miß Lizzie hat uns nur aus Rücksicht gegen ihren Schwager den wirklichen Namen verschwiegen.“

Gerhard sah verwundert seinen Freund an, er wußte nicht recht, ob er über den übermüthigen Streich des Mädchens lachen oder sich darüber ärgern sollte, daß er so der Gegenstand eines grundlosen Gerüchts geworden, das ebenso sehr geeignet war, seine Ruhe zu stören, als es seine Eitelkeit verletzte. Dieselben Leute, die ihn jetzt mit einer gewissen neugierigen Verehrung betrachteten und sein Spiel unvergleichlich fanden, solange sie ihn für eine berühmte Persönlichkeit hielten, zuckten wahrscheinlich über ihn und sein Talent hochmüthig die Achseln, sobald die Mystification ein Ende nahm. Beinahe hätte er Lust empfunden, die ihm aufgedrungene Rolle eine Zeit lang zu spielen, aber sein ehrlicher

Sinn verwarf jede Maske, so sehr ihm dieselbe auch gedient hätte, sich über das leichtgläubige, urtheilslose Publikum lustig zu machen. Als daher Herr von Kurusoff weiter in ihn drang und gern gewußt hätte, ob er es mit Jaell, Thalberg, Bülow oder Rubinstein zu thun habe, lehnte Gerhard ernstlich ab.

„Wenn hier Jemand gegenwärtig wäre", sagte er, „der diese Künstler kennt, so würde eine Verwechselung unmöglich sein; übrigens kann Ihnen Mr. Lesley und noch besser hier mein Freund, Doctor Streicher, Zeugniß ablegen, daß ich niemals als Virtuose gereist bin und seit meiner Geburt immer Strandau geheißen habe, wie Sie ganz richtig im Fremdenbuche zu lesen die schmeichelhafte Aufmerksamkeit für mich hatten."

„Ah, ich sehe, Sie wollen Herr Strandau bleiben — eh bien!" erwiderte Herr von Kurusoff mit einer höfllichen, jedoch zurückhaltenden Verbeugung „Was aber Ihren Ausfall gegen meine Neugierde betrifft, so muß ich denselben zurückweisen. Kapitän von Reusche hat die Gewohnheit, das Fremdenbuch täglich durchzusehen, von ihm erfuhr ich den von Ihnen eingeschriebenen Namen."

„Ich begreife nicht, wie man so viel Interesse an einem Durchreisenden nehmen kann", brummte

Streicher. „Was kümmert es mich, wer mit mir zu Tische sitzt, wenn ich nur nicht verkürzt und belästigt werde."

„Sie werden erlauben, daß man auch anderer Meinung sein kann. Ich zum Beispiel liebe es sehr, zu wissen, mit wem ich an einem Tische sitze. Es gibt Fälle, wo man sich lieber gar nicht an denselben setzt, wenn die Gesellschaft keine convenable ist. Wir leben hier in einer Pension, also gewissermaßen in einem gemeinschaftlichen Zuhause, und es ist ganz hübsch, wenn man sich gegenseitig kennt und nicht stumm an einander vorübergeht."

„Das thun gewisse Leute mit allem Geschwätz doch", murrte Streicher, ohne Gerhard's abmahnenden Blick zu beachten. Zum Glücke verstand ihn der Russe nicht.

„Es ist natürlich", fuhr dieser fort, „daß jede neue Erscheinung in einem so kleinen Kreise auffällt und daß sich sogleich Combinationen an sie knüpfen, ob die Gesellschaft an ihrem Zuwachs einen Gewinn zu erwarten hat, oder nicht. Haben Sie nie längere Zeit in einer Pension gelebt?"

Die Frage galt Gerhard und er beantwortete sie verneinend. Er war auf seinen Reisen, wo er länger zu bleiben gedachte, immer in Privatwohnungen abgestiegen.

„Also nicht! Nun, ich glaube, Sie werden es gar nicht so übel finden. Man hat zwar nicht viel zu thun und der Müßiggang soll der Anfang aller Laster sein, aber daran gewöhnt man sich. Die Bewohner einer Pension bilden gewissermaßen eine Familie, in der ja auch nicht immer alle Elemente stimmen, aber dafür fehlt in dieser der Zu- und Abfluß, der hier dagegen immer eine frische Strömung erhält. Die Verhältnisse sind nicht so starr und eng, daß sie wirklich unangenehm werden könnten, man kann doch immer ausweichen."

„Ich will es wenigstens versuchen", meinte Streicher.

Herr von Kurusoff sah ihn verwundert an, es kam ihn nicht in den Sinn, daß dieser Vorsatz auf ihn selbst zielen könnte.

„Das wird, hoffe ich, gar nicht nöthig sein", erwiderte er. „Sie werden kaum Veranlassung dazu finden, wenigstens wie die Gesellschaft hier jetzt zusammengesetzt ist. Man kann wirklich zufrieden sein, glauben Sie mir, ich komme schon seit Jahren hierher. Erlauben Sie, daß ich Sie ein wenig bekannt mache."

„Ich werde Sie später darum ersuchen", lehnte Gerhard das Empressement des Russen höflich ab.

„Ich gar nicht", setzte Streicher halb unverständlich hinzu.

„Wie Sie wollen, wie Sie wollen! Das hindert aber nicht, daß ich Ihnen die Leute wenigstens nenne, par distance natürlich. Es wird Ihnen nicht unangenehm sein, Maëstro."

„Ich glaube Ihnen schon erklärt zu haben —"

„Ganz richtig; mille pardons!" beschwichtigte Herr von Kurusoff Gerhard, der gegen den Titel mit frostiger Miene Protest einlegte. „Also Sie wünschen unsere Hausgenossen kennen zu lernen; ich bin gern bereit, Sie zu orientiren. Da haben Sie vor allen die liebenswürdigen Wallaces und Lesleys, wie Sie wissen. Da kann ich mir also jede erklärende Notiz füglich ersparen; im Gegentheile dürfte ich vielleicht gelegentlich von Ihnen mir einen kleinen Gegendienst erbitten, keine Indiscretion natürlich, nur einige Details. Also nicht wahr, wir kommen darauf zurück? C'est convenu; ich habe keine Eile. Dann ist Baron Lestow und seine reizende Frau, meine Landsmännin, denn ich bin ein Russe, obgleich stolz darauf, meine Bildung eine deutsche zu nennen. Ich war überhaupt lange in Deutschland, theils in Missionen, theils freiwillig — doch das gehört nicht hierher. Baronin Lestow nennt sich gern eine Polin, es ist

aber blos Koketterie, denn sie ist, wenn ich nicht irre, die Tochter eines Regierungsbeamten, der eine Zeit lang in Warschau angestellt war, wo er auch ein armes adliges Fräulein heirathete, wenn die Chronik recht berichtet. Baronin Sarscha ist nichtsdestoweniger eine der elegantesten Damen, die ein vortreffliches Französisch spricht und daher auch überaus geeignet war, ihre Zöglinge zu glänzenden Weltdamen zu erziehen. Baron Lestow soll sie nämlich bei seinen Verwandten, die er besucht und die, ich weiß nicht wie, nach Litauen verschlagen wurden, in einer ähnlichen untergeordneten Stellung gefunden haben. Gefunden, geliebt und geheirathet, Alles train de vitesse."

„Wenn es Sie anstrengt", bemerkte Gerhard in einer Pause, die der keuchende Athem nothwendig machte, „so würde ich Sie bitten, nicht fortzufahren."

Herr von Kurusoff beachtete aber den in diesen Worten liegenden Wink ebenso wenig als die vorhergegangenen. Ihm war es undenkbar, daß es Jemand geben sollte, der an solch kleiner Chronik kein Interesse finde.

„Baron Lestow", fuhr er fort, „hatte früher ein ganz hübsches Vermögen, aber — mein Gott, le jeu! — es ist fort wie sein Gut in Mecklenburg,

so sagt man wenigstens. Sonst ein ganz anständiger Mann. Ich fürchte, seine arme Kleine, die mit einer Art Kindermädchen, das gar nicht übel ist, en parenthèse gesagt, nur manchmal herunterkommt, dürfte einst keine glänzende Erbschaft machen, wenn sie nicht am Ende Herr Markus Glückstadt noch adoptirt. Haha! Warum nicht? Es heißt, er stehe auf dem Punkte, den eisernen Kronorden zu bekommen und Baron zu werden. Er ist Hauptgründer einer Versicherungsbank und es bleibt darum unentschieden, ob er im Interesse der Bank oder in seinem eigenen hier ist und ob seine Aufmerksamkeit mehr dem Baron, der sein Leben auf ein hohe Summe versichert haben soll, oder der Baronin gilt, welche während ihres halbjährigen Aufenthalts in Wien das Herz des zukünftigen Freiherrn erobert hat. Baronin Sarscha spielt aber nicht nur mit Herzen, sondern ebenso gern, wie ihr Mann, an der Roulette, und Herr Markus Glückstadt genießt verbürgtermaßen wenigstens die eine Gunst, sein Geld von Zeit zu Zeit durch ihre anbetungswürdigen Hände in die des Croupiers wandern zu sehen. Etwas Börsenmanieren bei Herrn Glückstadt, in Ganzen aber anständig. Ueberhaupt angenehme Leute, und unsere Gesellschaft hat durch ihre Ankunft vor acht Tagen entschiedenen Aufschwung genommen. Sie sollten der

Baronin doch den Gefallen thun und ein klein wenig spielen, nur ein einziges Stück! Sehen Sie durchs Fenster, sie hat schon wiederholt hierher geblickt. Ich fürchte, sie wird ungeduldig."

Gerhard blies lächelnd den Rauch über seine Cigarre hinweg.

„Das würde mir leid thun", sagte er, „weil ich, heute wenigstens, diese Stimmung nicht mehr bannen könnte."

„Ah, Sie sind launenhaft und karg mit Ihren Gaben, wie alle großen Künstler. Soit! Ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und mein angefangenes Recit zu Ende führen. Da ist ferner die Familie Dirkson mit den drei unerzogenen Kindern, die ihrer Gouvernante genug Sorge machen. Ich halte Herrn Harry Dirkson für einen ganz gewöhnlichen Heinrich, der mit seiner sächsischen Strumpfwirkerei in Amerika gute Geschäfte machte. Jetzt sitzt er und seine Frau in der Wolle und läßt sich wohlgeschehen. Mrs. Dirkson war zweifelsohne Gasthofsköchin in Pirna oder Chemnitz, denn sie kritisirt alle Speisen, die auf den Tisch kommen, obwohl man sagen kann, man ißt vortrefflich hier bei Madame Germain. Keine Fleischgalloschen, keine Dessertpetrefacten. Wahrhaft vorzüglich, wie Sie bald bemerken werden, wenn auch ein

wenig zu sehr englisch — zu viel Sojas, Mixed-Pickles und dergleichen. Aber das ist ja jetzt in der Schweiz überall so, die Engländer geben den Ton an und Mistreß Dirkson glaubt es als Pseudo-Amerikanerin ebenfalls thun zu können. Uebrigens ganz anständige Leute diese Dirksons. Die beiden Damen dort in der Ecke haben Sie wohl bemerkt? Zwei Schwestern: Mademoiselles Aglaë und Henriette Brocat — très distinguées! Dann ist noch Kapitän von Reusche, ehemals in der hannoverischen Armee, der eine Kugel bei Langensalza in die Brust erhielt. Er wurde zwar geheilt, aber seine Gesundheit scheint zerstört. Er ist mein liebenswürdiger Tischnachbar und nur sein Organ ist, wie Sie vielleicht bemerkt haben, etwas unangenehm; er muß immer husten und ist schwerverständlich; sonst sehr anständig. Und so wäre unser Kreis geschlossen, fehlt nur noch Graf Hilmersdorf, und — hehe! — der fehlt heute wirklich. Preußischer Gardelieutenant, sehr anständige Familie, wie Sie vielleicht wissen werden, aber grenzenloser jugendlicher Leichtsinn. Momentan wahrscheinlich in reizender Damengesellschaft. Ah, es ist kein Wunder, wenn man den Aufenthalt hier deliciös findet. Wie oft langweilt man sich nicht zu Hause, indeß man hier ganz amüsante Abenteuer erleben kann — ich versichere, meine Herren, ganz amü-

sante. Sie werden das selbst erleben, wenn Sie nur einige Zeit hier sind. Hehe, ganz amüsante!“

Herr von Kurusoff meckerte ein klein wenig und tastete dabei an seiner braunen Perrücke vorsichtig herum, ob sie noch gut sitze, dann strich er seinen brandschwarz gefärbten mächtigen Schnurrbart und blinzelte mit den schlauen Augen, für seinen Hintergedanken verständnißvolles Eingehen suchend, Gerhard zu. Dieser hatte es längst aufgegeben, das ausdauernde stimmlose Lispeln zu unterbrechen, wiewohl er einmal nahe daran war, laut aufzulachen, als des Russen spitze Zunge sich über das Organ des lungensüchtigen Kapitäns aufhielt. Bei der Erwähnung des Grafen Hilmersdorf schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf Wie, wenn er diese lebendige Chronik des Ortes nach den beiden Damen fragte, welche der Lieutenant begleitet? Da konnte er am schnellsten Auskunft erlangen, sehr genaue, wie das faunische Lächeln offenbar andeutete. Aber er hielt an sich. War es Widerwille, sein Interesse an den beiden Unbekannten zu verrathen, oder ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, Dinge zu erfahren, die geeignet waren, das schöne Bild zu trüben, das seine Seele mit überraschender Treue festhielt, er schwieg und ließ Herrn von Kurusoff Zeit, Athem zum letzten Schachzuge zu sam-

meln. Der Russe mochte den Moment gekommen glauben, wo er für all seine Mittheilungen seinerseits ein Goldkorn eintauschen dürfe, und kam mit der schon vom Anfang an vorbereiteten Frage hervor, ob die beiden Familien Wallace und Lesley schon lange von England abwesend seien.

„Ich glaube etwas von drei, vier Jahren gehört zu haben", fuhr er fort und warf dann gleichsam nebenbei hin: „Mr. Wallace hat wohl noch ein größeres eigenes Vermögen neben seinen Einkünften, sonst würde ein mit solchen Unkosten verbundener Aufenthalt auf dem Continent — denn sie leben sehr anständig, sehr comfortable! — doch wohl unmöglich sein. Pfarrer, das heißt wirkliche Pfarrer gehen nicht der Ersparniß wegen, wie Miß Lizzie scherzhaft anzudeuten beliebte, auf Reisen. Meinen Sie nicht auch?"

Er hatte vergeblich hingehorcht, denn Gerhard merkte sogleich die Absicht. Außerdem hätte derselbe auch beim besten Willen die erwartete Auskunft nicht zu geben vermocht, da ihm die Verhältnisse des Pfarrers gänzlich unbekannt waren.

„O ich verstehe", hauchte Herr von Kurusoff kopfnickend, „die feinste Discretion, obwohl bei mir nichts zu befürchten wäre. Ich bin sehr verschwiegen und weiß gewisse delicate Angelegenheiten zu be-

wahren. Sie könnten mir also ohne weiteres einige Andeutungen zukommen lassen. Es bliebe entre nous und ich würde sehr dankbar sein. Man erweist oft mit einem einzigen Wort eine große Gefälligkeit. Sie sehen, ich bin aufrichtig, und Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, wenn Sie mir eine Richtschnur geben."

Gerhard hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört Das Lispeln des Russen konnte nicht leiser werden, aber es wurde geheimnißvoller, zudringlicher. Was wollte der Mann? Weshalb lag ihm so viel daran, über die Verhältnisse der Familie Wallace genauer unterrichtet zu sein? Inwiefern konnte eine Andeutung darüber zur Richtschnur seiner Handlungen werden? Und schließlich, wer war dieser Russe mit seinen ungewöhnlich umgänglichen Manieren, seiner Medisance und niedrigdenkenden Zudringlichkeit? Von all den vornehmen Russen, denen Gerhard im Leben schon begegnet war, mochten sie mitunter auch weit ungebildeter erscheinen, hatte doch keiner ein ähnliches Benehmen. wie dieser Herr von Kurusoff gezeigt. Gerhard fühlte sich abgestoßen und diese Empfindung machte sich auch äußerlich in einer kalten Zurückhaltung geltend, wie sie ihm, der so weit herumgekommen war, so viele Bekanntschaften angeknüpft, mit aller Welt flüchtig verkehrt

hatte, sonst nicht eigen war. Er wünschte sich des zudringlichen Fragers zu entledigen und Mr. Lesley kam ihm glücklicherweise zu Hülfe.

„Sie würden am besten thun, Mr. Wallace's Schwiegersohn selbst zu fragen", sagte er, indem er auf den eben Eingetretenen deutete, der mit suchendem Blicke rasch den Salon durchschritt und gleich darauf in die Veranda heraustrat.

Herr von Kurusoff machte eine Bewegung der Ueberraschung, sonst aber deutete kein Zeichen darauf hin, daß er die kurze Abfertigung etwa übel genommen habe. Im Gegentheile verzerrte sich sein Mund zu einem erkünstelten Lächeln, als er erwiderte:

„Ah, Herr — Herr Strandau, Sie haben Recht, der Moment ist nicht der günstigste. Im Grunde liegt aber auch gar nichts daran. Ich weiß selbst nicht, warum ich mich so sehr interessirte, aber mir gefällt die Familie besonders. Bitte, vergessen Sie meine Fragen. — Ah, Mr. Lesley", wandte er sich dem Näherkommenden zu, „hübsch, sehr hübsch von Ihnen; noch einmal am selben Abend! Ihre Damen sind doch ganz wohl? Ich wäre untröstlich, wenn ihr frühes Verschwinden heute einen ernstlichern Grund hätte."

„Ich danke, sie sind wohl", versicherte Mr. Lesley gemessen.

„A merveille! ich bin beruhigt. Dann ist es aber nicht sehr hübsch, uns ihre Gegenwart so zeitig zu entziehen. Doch mit Damen läßt sich da nicht rechten, ebenso wenig wie mit der Sonne, wenn sie sich hinter Wolken versteckt.“ Nach diesem geschmacklosen Vergleich fragte Herr von Kurusoff Gerhard noch einmal, ob er durchaus nicht zu bewegen sei, dem Wunsche der Baronin nachzukommen, und als Gerhard nun mit einer etwas steifen Verbeugung abermals ablehnte, entfernte er sich mit einem unter verbindlichen Lächeln gehauchten: „Ich lasse die Herren in der besten Gesellschaft. Ich würde gern bleiben, aber die Damen erwarten mich. Sie verzeihen!“

„Alles meinetwegen, nur nicht den unverschämten Mißbrauch der Geduld“, brummte ihm Streicher ziemlich vernehmlich nach. „Aber sage mir“, kehrte er dann seinen Vorwurf gegen Gerhard, „was hast Du dem fatalen Menschen nicht schon lange den Weg gewiesen, der für solche spionirende Bohrwürmer der angezeigteste ist? Du bist immer noch nicht gewitzigt.“

„Soll man denn mit gar Niemand mehr umgehen? Ich bin kein Trappist. Warum soll man die Menschen nicht reden lassen? Zuhören ist oft nicht so übel. Wollten wir beide mit Niemand mehr verkehren als miteinander, so thäten wir am Ende besser, uns

daheim in irgend einer comfortablen Höhle zu vergraben."

„Das wäre das Schlimmste nicht, was man könnte thun", bemerkte Mr. Lesley, indem er in die Tasche griff, ein hübsches Tabaksetui hervorholte und sich eine Cigarette zu drehen begann; „ich zähle entschieden zu den Troglodyten."

„Kein Wunder, wenn Ihnen dann wie dem Maulwurf oder dem Adelsberger Höhlenolm die nutzlosen Sehorgane allmälig ganz abhanden kommen, oder Sie zur Koralle werden, die blöde ihr Polypendasein fristet."

„O, man kann um sich schauen und in sich hinein", entgegnete Mr. Lesley gelassen auf Streicher's Angriff, „und vielleicht mit mehr Nutzen und Erfolg, als wenn man in einem fort wechselt seinen Standpunkt. Wenn man sich nicht Ruhe läßt zum Betrachten, ziehen die Bilder wie in einem Panorama vorüber und man behält nichts."

„Wenn Sie von gedächtnißschwachen Leuten reden, zugegeben. Mein Gedächtniß ist vortrefflich und die einander folgenden Eindrücke verwischen sich bei mir nicht, sie ergänzen sich. Gerade wo einer zu lange haften bleibt, ist Gefahr vorhanden, daß er alle andern beeinträchtigt und Einseitigkeit hervorruft."

„Mag sein, aber die Einseitigkeit regt meist zur

Thätigkeit an und ist darum nützlicher für die Gesammtheit als eine gewöhnlich unfruchtbare Vielseitigkeit."

„Lächerlich!" brauste Streicher, der sich getroffen fühlte, auf. „Vielseitigkeit ist noch nicht Oberflächlichkeit, dagegen sinkt einseitige Thätigkeit zum Handwerk herunter."

Mr. Lesley war den Lieblingsausruf Streicher's noch nicht gewohnt und nahm ihn nicht so gleichgültig hin, wie Gerhard zu thun pflegte. Er runzelte die Stirn, ließ das Zündhölzchen, das er eben angerieben, erlöschen, ohne seine Cigarette in Brand gesetzt zu haben, und erwiderte mit ernstem Nachdruck:

„Eine ruhige, von einem großen Theil der Menschen angenommene Ansicht kann wohl irrig sein, lächerlich aber ist eher diejenige, welche jede widersprechende kurzweg verurtheilt. Ich glaube, mein Herr, daß es gibt viele Dinge, über welche man ganz verschieden darf denken, ohne deshalb lächerlich zu werden."

„Ja, wenn Sie nicht Deutsch verstehen!" versetzte Streicher, ärgerlich die Achseln zuckend.

„Du vergißt Dich!" warf Gerhard ein, ohne daß er gehört wurde.

„O ja", sagte Mr. Lesley ernst, „ich verstehe vollkommen Deutsch, wenn ich es auch schlecht spreche."

„Nun, wenigstens scheinen wir uns nicht verständigen zu können. Vielleicht ein andermal!“

Und damit eilte Streicher, ohne sich von seinem Freunde zurückhalten zu lassen, fort. Gerhard war sehr ungehalten über solch brüske Art und Weise und äußerte sich in diesem Sinne, als Mr. Lesley höflich bedauerte, Gerhard's Gesellschafter absichtslos vertrieben zu haben.

„Er ist ein eigener Kauz“, setzte Gerhard entschuldigend hinzu, „und scheint in seinen Sonderbarkeiten noch von Jahr zu Jahr weiter zu gehen. Er hat die paar Worte von Ihnen vollkommen verdient, ich will ihn gar nicht in Schutz nehmen; wir selbst zanken uns jedesmal, wenn wir zusammentreffen, bis er in ähnlicher Weise wie eben jetzt auf und davon geht und ich ihn wieder monatelang nicht sehe. Nichtsdestoweniger ist er mir doch ein lieber Freund und, ich kann sagen, mit mehr Zuneigung ergeben, als er sonst einem Menschen auf Erden beweist. Wir stammen aus derselben Gegend, sogar aus demselben Städtchen, wo sein Vater ein sehr geachteter Geschäftsmann war, der kurz vor seinem Tode ohne seine Schuld den größten Theil seines Vermögens verlor. Wir waren als Knaben Spiel- und Schulkameraden, obwohl er einige Jahre älter ist als ich,

aber er hatte eine merkwürdige Zuneigung zu meiner Schwester, die ungefähr in seinem Alter war, und da diese mich wieder sehr lieb hatte, so übertrug er einen Theil seiner kindischen Aufmerksamkeiten auf mich. Das Universitätsleben brachte uns wieder zusammen und schied uns zugleich, denn ich war, was man einen flotten Burschen nennt, indeß er sich immer mehr zurückhielt und, als meine arme Schwester Bertha am Nervenfieber gestorben war, ganz und gar zum Einsiedler wurde. Er setzte sogar die Studien aus, machte später, als er doch promovirt hatte — er ist Doctor der Philosophie — die Reste seines Vermögens flüssig und zigeunert seitdem unstät in Europa umher, bald hier, bald dort sein Zelt aufschlagend, und setzt sich dabei in immer größern Conflict zur übrigen Menschheit."

„Nun, er hat eben auch sein Theil zu tragen", sagte Mr. Lesley düster, nachdem er in orientalischer Manier einen Schluck Rauch genommen, der jetzt während des Sprechens allmälig in kleinen Ringelchen nnd Wölkchen wieder aus Mund und Nase kam. „Es scheint, Keiner ist frei, Keiner!"

„Was ist Ihnen?" fragte Gerhard verwundert. „Sie sehen aufgeregt aus. Ich habe zwar nicht das Recht zu fragen —" setzte er stockend hinzu.

„Doch, doch, es thut mir wohl, Theilnahme zu finden. Sie wissen nicht, wie man sich einsam fühlen kann.“ Mr. Lesley ergriff Gerhard's Hand und drückte sie wie in einem Schraubstock. „Sehen Sie“, fuhr er lebhaft fort, „ich bin eigentlich träge und gut, aber wenn mich fremde Herrschsucht verletzt, regt sich in mir der Widerspruchsgeist und das Unabhängigkeitsgefühl in dem Maße, daß ich mich empöre und selbst herrschsüchtig werde. Aber lassen wir das jetzt“, unterbrach er sich, indem er gleichzeitig in die englische Sprache übersprang, „ich bin jetzt zu erregt; wenn man erzählt, soll man es mit kaltem Blute thun, damit man Niemand ein Unrecht zufügt, nicht Andern, nicht dadurch sich selbst.“

Gerhard war eine viel zu rücksichtsvolle und feinfühlende Natur, um weiter in Mr. Lesley zu dringen, obwohl derselbe ihm durch seine schlichte Männlichkeit schon bei der ersten Begegnung ein lebendiges Interesse eingeflößt hatte, das sich jetzt rasch zu innigerer Theilnahme steigerte. Das hatte er schon durch die kurze Erzählung aus seiner und Streicher's Jugendzeit bewiesen, denn er war sonst keiner jener mittheilsamen, übersprudelnden Menschen, die mit Jemand nicht fünf Minuten zusammen sein können, ohne ihre sämmtlichen Geheimnisse darzulegen.

Um Mr. Lesley selbst den Uebergang zu erleichtern, kam er auf den Russen zurück, der ihm in demselben Maße zuwider war, als der gutmüthige, traurig ernste Engländer ihn anzog.

„Was ist dieser Herr von Kurusoff für ein Mensch?“ fragte er und deutete in den Salon, wo der Bezeichnete mittlerweile wieder in der Ecke bei den zwei Fräulein Brocat Platz gefunden hatte, über deren Personalbeschreibung er in seinen sonst ziemlich eingehenden boshaften Mittheilungen mit einigermaßen verdächtiger Flüchtigkeit hingeschlüpft war.

„Ich weiß nichts von ihm. Er erzählt von seinen Gütern, ich weiß nicht, in welchem Gouvernement, seinen Paß habe ich nicht gesehen. Er ist sehr aufmerksam gegen die Damen und diese haben ihn, glaube ich, gern. Auch Lizzie protegirt ihn, obwohl sie sich im Grunde über ihn nur lustig macht. Wir fanden ihn schon hier, als wir kamen.“

Während Mr. Lesley so mittheilte, was er wußte, und Gerhard überlegte, ob es angemessen sei, eine Warnung auszusprechen oder gar die sonderbar zudringlichen Fragen zu wiederholen, welche der Russe an ihn gestellt, erhob sich im Salon ein Geräusch. Derselbe große und überaus schlanke junge Mann, den Gerhard schon am Landungsplatze und später mit den

beiden unbekannten Damen gesehen, war eingetreten und Herr von Kurusoff ihm mit unverständlicher Begrüßung entgegengeeilt.

„Guten Abend, Kurusoff! Ah, Lestow! Habe die Ehre, Baronin — bon soir!“ rief der Eingetretene mit großer Nonchalance, indem er leicht mit dem Kopfe oder der Hand grüßte.

Das also war Graf Hilmersdorf. Gerhard unterwarf ihn, näher an den Eingang tretend, einer raschen Prüfung, die aber seinem geübten Auge, das gewöhnt war, mannichfaltige Leute schnell und richtig zu beurtheilen, vollkommen genügte.

Der Graf war höchstens dreiundzwanzig Jahre alt, hoch aufgeschossen und von jener eigenthümlichen Eleganz, die von Jugend auf in vornehmer Gesellschaft eingesogen und später in beinahe nicht mehr zweideutigen Kreisen seltsam ausgebildet wird, die aber bei allen jenen, welche sich dieselbe ankünsteln wollen, ganz richtig als Arroganz bezeichnet wird. Das Unwillkürliche findet eben immer einen mehr oder weniger milden Spruch, während das Absichtliche verletzt und abstößt. Es mußte besonders Damen schwer fallen, dem Grafen ernstlich zu zürnen, er hatte ein viel zu hübsches Gesicht, so wohlfrisirtes Haar, ein so nettes blondes Schnurrbärtchen und vor allem einen

so zierlichen Fuß, der mit besonderer Kunst beschuht war. Selbst die vollkommen elegante Manier, in der er das an breitem Bande herabhängende Glas ins Auge klemmte, fallen ließ und spielend wieder ergriff, konnte, wie die sichtlich gute Meinung, die er von sich selbst hatte, und sonst noch eine oder die andere Schwäche kaum Tadel, höchstens ein Lächeln erwecken.

„Ah, mademoiselle Aglaë“, rief er jetzt, einen Augenblick an den Ecktisch herantretend, scherzhaft aus, Vous me tirez les cartes, n'est-ce pas? Moi, je n'aime pas la patience!“. Er lachte über sein Wortspiel und wendete sich, ohne eine Antwort abzuwarten, der Baronin zu. „Verabschieden Sie doch Ihre alte Garde, Baronin, die junge erbittet sich die Gnade, den Ehrenposten bei Ihnen zu beziehen.“ Damit rollte er ohne weiteres einen Fauteuil zwischen die Baronin und den Banquier, der mit Baron Lestow eine Schachpartie gespielt hatte, warf sich mit der Miene eines Erschöpften in denselben und hob seinen linken Fuß, ihn mit Blick und Hand liebkosend, auf das rechte Knie.

Gerhard zog sich lächelnd zurück, seine Musterung war beendet. Doch konnte er noch hören, wie Herr Glückstadt, schlagfertig mit der Zunge, den Vergleich des Lieutenants aufnahm und die Bemerkung hinwarf:

„Wer so erschöpft von der Parade kommt, sollte nicht sogleich wieder einen Posten beziehen. Das gibt eine schlechte Wache.“

„Die Fensterparaden gehören nicht zum schweren Dienst“, nahm Baron Lestow spöttisch das Wort.

„Ich und Fensterparaden!“ ereiferte sich der Lieutenant. „Sie irren, Baron; ich bleibe niemals vor dem Fenster oder der Thür stehen, ich pflege immer einzutreten, n' importe qu'il coute.“

„Natürlich, es bezahlt's ja doch Ihr Vater“, fiel der Banquier ironisch ein.

„O, so war es nicht gemeint.“

Gerhard hatte nicht mehr gehört, aber es genügte, ihm die beiden Damen in Erinnerung zu bringen, auf die heute schon wiederholt in solchen Anspielungen die Rede gekommen war. Er wollte wissen, wer sie waren, und fragte Mr. Lesley darum.

„Die Damen, die heute mit uns fuhren?“ erwiderte dieser, der nicht auf das Gespräch im Salon gehorcht hatte, sondern währenddessen in seine eigenen Gedanken versunken blieb. „Ja, da kann ich Ihnen wieder nichts sagen als den Namen. Der Mann der ältern heißt, glaube ich, de Granier und soll in Grenoble wohnen; man sagt, sie hätte früher in geheimer Ehe gelebt mit einem Grafen oder dergleichen. Das Mädchen ist

ihre Schwester und wird, wenn ich nicht irre, Adrienne genannt — die schöne Adrienne. Sie bewohnen beide eine kleine Villa auf der Höhe zwischen den Weinbergen. Das ist Alles, was ich weiß; ich habe sie erst ein paarmal gesehen und würde sie vielleicht gar nicht bemerkt haben, wenn sie nicht den schönen Knaben bei sich hätten."

Mr. Lesley seufzte bei den letzten Worten tief auf, als wenn ein schwerer Gedanke seine Seele bedrücke. Gerhard fiel dies auf, aber er brachte diesen Seufzer in Verbindung mit dem Ausbruche des unterdrückten Aergers von zuvor; er selbst war zu zerstreut, um etwas zu erwidern. Noch eine Weile gingen die Beiden in der Veranda meist schweigend auf und ab, bis Mr. Lesley noch eine zweite Cigarette geraucht hatte, dann fragte jeder nach dem Plane des andern für den morgigen Tag, ohne aber zu einem endgültigen Beschluß zu kommen; zuletzt durchschritten sie noch gemeinsam den Salon, wobei Gerhard auch nicht eines Blickes von Baronin Sarscha, die wegen Nichterfüllung ihres Wunsches zürnte, dagegen eines ziemlich insolenten von seiten des Lieutenants gewürdigt wurde, dem Kurusoff ein paar Worte zugeflüstert hatte.

Gerhard kehrte sich an das Eine so wenig als

an das Andere und bot, auf dem Corridore angekommen, Mr. Lesley herzlich gute Nacht, worauf er, bevor er in sein Zimmer trat, noch einmal, jedoch vergebens an die Thür seines erzürnten Freundes pochte.

Mr. Lesley stieg die Treppe in das zweite Stockwerk empor und kam gerade zurecht, als sich die Thür seines Zimmers, das dem seiner Schwiegermutter auf dem Corridor gegenüber gelegen war, von innen öffnete und seine Frau in einem reizenden Negligé auf die Schwelle trat.

Sie schien erschrocken, als wäre sie auf unrechten Wegen ertappt, faßte sich jedoch rasch wieder und nahm jene verschlossene, stolze Miene an, die zürnenden Frauen niemals mehr zu Gebote steht, als wenn sie sich nicht so ganz sicher in ihrem Rechte fühlen, das sie doch nicht aufzugeben entschlossen sind. Genau in diesem Falle befand sich Mrs. Lesley ihrem Manne gegenüber, den sie zuvor noch mit soviel Muth und Entschiedenheit wieder alle Angriffe vertheidigt hatte, nun aber mit echt weiblicher Schwäche absichtlich zu verletzen im Begriffe stand, um sich so gewissermaßen für die durchgemachte Aufregung zu revanchiren und einen Theil ihrer Verstimmung auf ihn abzuladen, als wenn durch solche Theilung eine Abnahme derselben zu erzwecken wäre.

„Wo willst Du hin, Molly?“ fragte Mr. Lesley mild, obwohl nicht ohne Verwunderung. Der Ton war geeignet, eine Versöhnung mit oder ohne gegenseitige Erklärung anzubahnen. Die Angeredete fühlte sich bewegt, aber das Schwanken dauerte nur einen Augenblick. Was die Mutter von weiblichem Stolz und dergleichen gesprochen, klang nun, wenn gleich kurz zuvor noch bekämpft, doch nach und trug seine Früchte Vielleicht wollte auch eine Thräne ins Auge der jungen Frau treten und die Bemühung, sie um jeden Preis zurückzuhalten, verlieh ihrem Blicke eine besonders erstarrende Kälte. Mit Gewalt richtete sie sich empor. „Ich werde bei Lizzie schlafen“, sagte sie mit gleichwohl bebender Stimme.

„Weshalb? Ist sie krank? Ich begreife Dich nicht, Molly“, entgegnete Mr. Lesley, dessen Erstaunen wuchs und der zu befürchten anfing, die unheimliche Bläße ihrer Wangen könnte am Ende ein Zeichen ihrer eigenen Erkrankung sein. Aber auch die Besorgniß, die sich in seinen Blicken malte, vermochte die junge befangene Frau nicht von ihrem Plane abzubringen; sie fürchtete der Schwester Spott, der sie denselben schon mitgetheilt hatte; sie mußte das Begonnene durchführen und sollte es ihr eine schlaflose, reuevolle Nacht kosten.

„Du willst kein Sklave sein“, sagte sie, und

diesmal war es ihr gelungen, ihrer Stimme mehr Festigkeit zu geben, „und ich keine Sklavin. Da Du die persönliche Freiheit so zu schätzen weißt, wirst Du wohl die meine nicht beschränken. Willst Du mir wohl Raum geben?“

Mr. Lesley war starr und düster geworden. Er kannte den Einfluß seiner Schwiegermutter, hätte aber nicht geglaubt, daß derselbe die Dinge so weit treiben würde. Stolz trat er beiseite, aber sein Auge blickte unsaglich traurig.

Wenn seine Frau den Blick gesehen hätte! Sie blickte jedoch zu Boden und schritt mit einer Würde an ihm vorüber, die ihr selbst eine große Befriedigung gewährte. Kaum aber hatte sie die Schwelle überschritten, verließ sie ihre so mühsam aufrecht erhaltene Kraft, sie fühlte keinen Stolz mehr, keine Entrüstung, kein erkältendes Nachzürnen, Alles war weggewischt, aber umkehren? Nein, das hätte sie um Alles in der Welt nicht gethan. Ihr Gang verlor an Haltung, sie beschleunigte den Schritt, zuletzt huschte sie, wie von der Angst gejagt, über den Corridor hin und in das hastig geöffnete Zimmer ihrer Schwester. Die Thür flog zu und der Riegel vor, als ob die Flüchtige die Verfolgung ihres Gatten fürchte.

Hätte er sie verfolgen sollen? Horchte vielleicht

ein hochklopfendes Herz hinter dieser verschlossenen Thür, ob er nicht doch noch käme, mit leisem Klopfen Einlaß zu fordern? Hoffte ein thörichtes Kind noch immer, daß sich Ernst in Spiel zurückverwandeln könne?

Kein Schritt, kein Tasten am Schlosse, kein Laut — Alles blieb still. In seinem Zimmer schritt Mr. Lesley rastlos auf und nieder, seine Arme waren fest verschränkt, auf seinen Lippen lag ein schmerzliches Lächeln und auf seiner Stirn die Schwermuth eines lebenssatten Ahasverus.

Fünftes Kapitel.

Unter Cypressen.

Gewiß einer der hübschesten und interessantesten Punkte am Genfersee ist der Friedhof von Clarens. Etwa zehn Minuten von dem reizenden Oertchen ist er auf einer der vom See aufsteigenden Terrassen angelegt, eine Baumoase inmitten der fast unabsehbaren Rebengelände, ein stiller, schattiger Garten für die Todten, rings umschlossen von den grünen Laubgängen, in denen, vom Feuer der Sonne gezeitigt, das Symbol des Lebens und des rollenden Blutes, der Kraft und Freude spendende goldige Wein reift.

Düstere, ehrwürdige Cypressen und hellgrüne Hängeweiden, in deren langen Zweigen noch jetzt, in so später Jahreszeit, ein milder Lufthauch spielt, beschatten die stolzen Marmormonumente wie die einfachen

Grabkreuze, die sich hier ohne Rangunterschied an einander reihen. Eine kleine Kirche ragt über die Hügel, die Kreuze und Steine und über das Laubdach hinaus, unter dem da und dort eine Bank steht für die Lebenden, welche von Zeit zu Zeit hier heraufkommen, den zu Staub Gewordenen einen kurzen Besuch abzustatten.

Auf einem dieser Ruheplätze saß am Tage nach seiner Ankunft in Montreux Gerhard mit Mr. Lesley. Die Traube war zwar schon gekeltert, der Jubel heiterer Winzerinnen, den das Echo verdoppelt, verdreifacht über die stillen Schläfer hinwegführt, verhallt, aber die Landschaft hatte noch all ihren sommerlichen Reiz bewahrt, kaum hier und dort war in der grünen Blätterfülle eine gelbliche oder herbstbraune Schattirung bemerkbar, und war das Blau des Himmels und des Sees auch ein wenig blasser geworden, so hatte dafür Luft und Wasser an Durchsichtigkeit gewonnen. Klar und deutlich, wie scharf geschnittene kostbare Cameen, hoben sich die schönen Bergformen vom Hintergrunde ab, über St.-Gingolph gegenüber ragte die mächtige Dent d'Oche stolz bis in die Wolken, die sich wie zu einem Rendezvous um den Gipfel zusammenzogen. Der schwarze Rauchwimpel, den ein auf savoyischer Seite gegen Evian hinziehendes Dampfboot hinter sich

ließ, zerflatterte langsam. Da und dort blitzte ein weißes Segel auf dem Wasser wie eine ruhende Möve, und am Ufer hin zerstreut lagen dicht bei einander die friedlichen Ortschaften und die dazwischen im Grünen verstreuten freundlichen Landhäuser, in deren Fenstern sich die langsam zu Rüste gehende Sonne spiegelte.

Von Zeit zu Zeit unterbrachen die beiden Männer ihr Gespräch und sahen nachdenklich und schweigsam in die schöne Natur hinaus, wie um sich zu erholen und zu erheitern von den ernsten Blicken, die beide in ihr eigenes vergangenes Leben und jeder in die Seele des andern gethan.

Es hatte sich so gefügt, daß beide hier an der einsamen Stelle sich wärmer und aufrichtiger gegen einander ausgesprochen hatten, als sonst vielleicht lang-jährige Freunde thun. Es ist mit der Sympathie zwischen zwei Menschen oft wie mit zwei polaren Drähten, die nur einander nahe gebracht zu werden brauchen, damit der elektrische Funke von einem zum andern überspringt. Das Gefühl der Vereinsamung übernimmt es, die Menschen einander zu nähern, be-sonders wenn eine gewisse Grundstimmung des Cha-rakters ihnen gemeinsam ist.

Mr. Lesley hatte nach der durchwachten Nacht

trübe Vormittagsstunden verbracht, Gerhard war in anderer Weise verstimmt, wenn auch keine so schweren Gedanken den Schlaf von seinem Lager verscheuchten. Er würde es selbst kaum haben sagen können, in welchem Zusammenhange die unruhig durcheinander wimmelnden Bilder standen, die ihn so lange nach Mitternacht noch wach erhielten.

Aus dem erquickenden Morgenschlummer hatte ihn Streicher aufgepoltert. Der Streit vom vorhergegangenen Abend war von ihm nicht vergessen. Mr. Lesley kam in seiner Kritik übel weg, aber hauptsächlich beschäftigte ihn die Erinnerung an die ebenfalls schlecht verbrachte Nacht.

„Es ist abscheulich!“ kam er immer wieder darauf zurück, indem er mit Gerhard das Frühstück zu sich nahm. „Darauf sollte der Pensionsbesitzer vorbereiten. Was nützt es, daß man in diesem Etablissement allen Comfort des Lebens zu einem Preise hat, um den sich ihn ein festgesessener Philister niemals verschaffen kann, wenn ich Nacht für Nacht aus meinem Schlafe gestört werden soll? Dieser Kapitän scheint keine Lunge, sondern abwechselnd eine Orgelpfeife und eine Zugposaune an deren Stelle zu haben, auf denen er bald keucht, bald Hustenstöße zum Besten gibt. Ein solches Concert kann nur ein Stocktauber aushalten. Mich

aber bringt es in Verzweiflung, immer wieder, wenn ich vor Ermüdung einzunicken im Begriffe bin, grausam aus meiner Ruhe gerissen zu werden. Sage mir, hast Du einen leichten Schlaf?"

„Nein, ich schlafe ziemlich fest, wenn mich Morpheus einmal in seine Arme genommen hat", erwiderte Gerhard ein wenig verwundert; „das hast Du, glaube ich, so eben erfahren, als Du die schmerzhafte Operation des Aufweckens an mir vollzogst. Aber warum?"

„Schnarchst Du vielleicht auch?"

„Wie kann ich das wissen!" rief Gerhard, der unwillkürlich lachen mußte.

„Es ist nur, weil Schnarcher gewöhnlich noch tiefern Schlaf haben und sich durch Geräusche nicht stören lassen. Es wäre das besonders vortheilhaft für Dich, wenn Du so freundlich bist, Zimmer mit mir zu tauschen."

„Ich mit Dir? Ah, außerordentlich verbunden! Weil Dir die Nachbarschaft Deines Zimmers nicht convenirt, soll ich dasselbe beziehen. Gut — ich bin gern zu einer Gefälligkeit bereit, aber was nützt das, mein Zimmer hat Dir ja gestern ebenso wenig zugesagt."

„Ja gestern! In der vorigen Nacht war's nicht so schlimm. Von zwei Uebeln wählt man das kleinere."

„So, und heute dünkt Dich die Gefahr, einer Beraubung oder gar Ermordung ausgesetzt zu sein, das kleinere? Aber ich könnte nicht ruhig sein, wenn ich ich Dich in solcher Lage wüßte."

„Lächerlich! Wo kommt denn in einem bewohnten Hause dergleichen vor? Wer steigt denn in einer Pension zum Fenster ein?"

Gerhard warf nun die Maske der Besorgniß ab und belustigt, wie er sich fühlte, entgegnete er doch fest:

„Der Meinung bin ich allerdings auch ohne Deine Versicherung und Du hast also nur Deine eigene Furcht vor solchen Möglichkeiten lächerlich gefunden, denn ich habe, wie Du siehst, ungescheut mein Geld hier eingeschlossen und es ist ziemlich viel, denn es befinden sich auch einige Obligationen darunter, die ich mir in Frankfurt umgetauscht und leichtsinnigerweise noch nicht deponirt habe. Ein Stoff zum Zanken für Dich." Er hatte bei diesen Worten die Schublade des Tisches aufgezogen und deutete auf eine Mappe, die der auf dem Tische liegenden und zum Schreiben geöffneten ziemlich ähnlich sah. Die Lade wieder zuschiebend, fuhr er fort: „Was aber Deinen Wunsch betrifft, lieber Freund, so werde ich ihn diesmal nicht erfüllen, denn ganz abgesehen von der Unbequemlichkeit

des Umziehens, gönne ich Dir, aufrichtig gesagt, Deine Wahl, die Du mit gewohnter Umsicht zu Deinem Vortheil und mit Hintansetzung des meinigen zu treffen gedachtest, vollkommen und aus ganzem Herzen.“

„So, das ist die Freundschaft!“ rief Streicher entrüstet aus, und nun entspann sich eine lebhafte Discussion, die nur darum in keinen hitzigen Streit ausartete, weil Streicher doch so etwas wie Gewissensbisse empfinden mochte. Dafür aber kam er schließlich zu dem Resultate, es sei das Einfachste, Montreux zu verlassen, wenn er kein anderes Zimmer erhalten könne. Das sei jedenfalls auch das zweckmäßigste Mittel, Gerhard's im letzten Jahre stark gewachsene Anlage zur Trägheit zu bekämpfen, die sich in dem Widerwillen gegen die Unbequemlichkeiten eines Um zugs deutlich kundgegeben habe.

Gerhard wollte davon nichts wissen. Er wünsche doch erst Zeit zum Umsehen zu gewinnen. Es freue ihn, Mr. Lesley gefunden zu haben, kurz, vor der Hand denke er noch nicht an die Weiterreise, worauf Streicher im höchsten Unmuthe mit einer Verwünschung aller Egoisten und mit Zurücklassung eines noch glimmenden Cigarrenendes, das er unwirsch auf den Schreibtisch mitten unter die Papiere geworfen, zur Thür hinausfuhr.

Gerhard hatte Mühe, die Papiere vor dem Anbrennen zu bewahren, schüttelte seufzend den Kopf über des Freundes Unachtsamkeit und seinen zunehmenden Groll gegen Alles, was sich seinem Kopfe nicht fügte, schrieb dann einen Geschäftsbrief an seinen Advocaten, schlenderte ein wenig durch die Gassen von Montreux und verbrachte so den Vormittag, ohne daß er Streicher wiedersah.

Beim Diner, das um ein Uhr servirt wurde, hatte sich nur ein kleiner Kreis zusammengefunden. Baron Lestow und seine Frau, Graf Hilmersdorf und Herr Glückstadt waren, wie Herr von Kurusoff bei Tische zu erzählen wußte, einer Verabredung vom vorigen Abend zufolge nach Saxon gefahren, um dort zu spielen. Edith, die kleinste von den hoffnungsvollen Sprößlingen der Dirksons, hatte ein Unwohlsein, über dessen Ursachen sehr ausführlich debattirt wurde, und die Gouvernante war bei der Patientin auf dem Zimmer geblieben. Ein Reisender, der dafür hinzugekommen war, schien seine Suada bei den verschiedenen Geschäftsleuten, die er im Laufe der Morgenstunden schon besucht, gänzlich erschöpft zu haben und entfernte sich, ehe das Mahl noch ganz zu Ende war. Mr. Wallace sprach überhaupt nicht viel, seine Frau war heute überaus gemessen; Mrs. Lesley war sehr blaß, sah

nicht vom Teller auf und schmollte, denn ihr Mann hatte sie nicht um Vergebung gebeten, ja nicht einmal zu einer erneuerten Erklärung gedrängt, was ihr den Beweis grenzenloser Gleichgültigkeit lieferte, und Streicher, der sich sonst schon ziemlich einsilbig verhielt, schmollte ebenfalls.

Die Stimmung war eine recht harmonische, und wäre nicht des Kapitäns mitunter sogar geistreiche Conversation und Miß Lizzie's heiteres Lachen gewesen, obwohl selbst das unter der allgemeinen Dämpfung mitzuleiden schien, so hätte Gerhard beinahe auf die Idee kommen können, Streicher habe am Ende mit seinen Abreiseprojecten doch nicht so ganz Unrecht.

Herr von Kurusoff theilte seine Aufmerksamkeit zwischen Mr. Wallace's jüngerer Tochter und Fräulein Aglaë Brocat, entschied sich aber ganz für die letztere, als Miß Lizzie nach Tische mit den beiden kleinen Dirksons in der Veranda Federball spielte und Gerhard lachend aufforderte, mit von der Partie zu sein.

Streicher murmelte etwas von „kindisch werden, Altersschwäche, Erschlaffung der geistigen Spannkraft" und verließ das Haus, als er sah, daß sein Freund wirklich der Einladung Folge leistete und mit den Mädchen um die Wette die kleinen Federkronen durch die Luft trieb. Gerhard selbst fand diese Art des

Zeitvertreibs nach ein paar Schlägen etwas zu jugendlich für seine wohlgezählten dreißig Jahre und benutzte den Moment, wo ihm die Kleinen eine glänzende Niederlage bereitet hatten, um zu der Sieger Ergötzen und Lizzie's unverhohlenem Verdrusse einen schimpflichen Rückzug anzutreten.

„Es ist schade, daß man nicht mehr so recht Kind sein kann“, sagte er zu Mr. Lesley englisch. „Die Unbefangenheit fehlt; man steht immer als Kritiker hinter seinem eigenen Rücken.“

„Besser noch, als wenn die Schatten Anderer vor uns auftauchen, wie Macbeth sie auf seinem eigenen Sitze sah“, entgegnete Mr. Lesley schwermüthig. „Sie scheuchen uns von unserm Platze an der Tafel der Freude und des Genusses und wir stehen einsam in der Welt.“

Gerhard sah überrascht auf. Diese Worte waren doch zu schwerwiegend für eine blos schönrednerische Betrachtung oder einen bedauernden Seufzer, wie er selbst zuvor einen ausgestoßen. Ein dunkler Gedanke rauschte ihm durch den Kopf mit dem Flügelschlage eines scheuen Nachtvogels: trug dieser Mann an der zehrenden Erinnerung eines Verbrechens?

Aber nein, diesen ernsten, ruhigen Mann mit dem schlichten, milden Wesen, das keiner Verstellung fähig

war und gerade darum manchmal sogar ungefügig erschien, konnte selbst die Aufwallung niemals zu einer Handlung hingerissen haben, die im gewöhnlichen Sinne vor dem Gesetze als straffällig galt. Ein solches Temperament empfindet in der Regel keine Leidenschaft oder bleibt unter jeder Bedingung Herr derselben. Höchstens ein Unglück konnte es sein, an dem sich der von Vorwürfen Gequälte vielleicht die Schuld beimaß, aber selbst darin war am Ende nur die so vielen seiner Landsleute eigene Naturanlage der Melancholie thätig. Gerhard verwarf jedes mißtrauische Nachgrübeln und gab sich rückhaltslos dem sympathischen Einfluß hin, welcher ihn zu Mr. Lesley hinzog.

Es bedurfte nur einer Aufforderung desselben, um Gerhard zu einem Spaziergange zu bewegen. Reiseerinnerungen lieferten den Stoff zu einem Gespräche, das beide interessirte. Manches Land hatte der eine wie der andere durchwandert; den europäischen Orient, Aegypten, Palästina, den Libanon, Italien kannten sie beide und tauschten und berichtigtigten ihre Eindrücke über dies und jenes; in England und Schottland war Gerhard fast mehr zu Hause als Mr. Lesley selbst, dagegen hatte dieser in den letzten Jahren fast unausgesetzt in Deutschland gelebt, und wenn Gerhard mit Entzücken vom südlichen Frankreich,

von Spanien und Norwegen sprach, welch letzteres er wie Schweden bis zum hohen Norden durchwandert hatte, so wußte Mr. Lesley dafür allerlei interessante Mittheilungen über Arabien und Indien zu machen, wo er einen längern Abschnitt seines Lebens zugebracht hatte. Es war ein eigener Reiz in den Bildern, die er von jenen merkwürdigen Länderstrichen und den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner entwarf. Man hörte es der schwungvollern Sprache, den lebhaftern Worten an, wie frisch das Gedächtniß noch alle jene Eindrücke bewahrt hatte, fast als wäre auch das Herz mit an der Erinnerung betheiligt. Die Farben waren noch unverblaßt, die Töne selbst lebten im Ohre wieder auf und es lag eine gewisse schmerzliche Befriedigung in dem Eifer, mit welchem Mr. Lesley einzelne fremdklingende Worte sogar zwei-, dreimal wiederholte, als beabsichtige er die allmälig steifer gewordene Zunge an ihnen wieder zu schmeidigen. Sein Auge leuchtete, als sei die Vergangenheit wieder lebendig geworden, es war fast, als blähten sich sogar seine feinen Nüstern, den balsamischen Luftzug einzuathmen, der von der ersehnten Oase durch die Wüste herüberstrich, die der dicht in seinen weißen Burnus gehüllte Reiter auf seinem flüchtigen Renner durchjagte.

Mr. Lesley erzählte von Tigerjagden, denen er

beigewohnt, von Karavanenzügen, die er mitgemacht, von Ueberfällen, bei denen er gefochten, um sich gegen die räuberischen Feinde seines Lebens zu erwehren, dann aber brach er plötzlich ab, ein dichter Schleier schien sich über sein Auge zu senken, ihr Glanz erlosch rascher, als er sich entzündet, graue Schatten legten sich in seine tief einfallenden Züge und die bleierne Melancholie nahm ihren Sitz wieder auf der durchfurchten Stirn. Sein Aussehen hatte in einer Sekunde um viele Jahre gealtert.

So waren sie allmälig, ohne daß Gerhard besonders auf den Weg geachtet hätte, durch Clarens gekommen und standen endlich zwischen den Grabsteinen auf der Höhe. Gerhard sah jetzt, daß sein Begleiter ihn absichtlich hierher geführt, denn er deutete mit einer unbeschreiblichen Handbewegung auf die Inschriften einiger prachtvollen Monumente.

„Ob so für ein Weilchen verewigt", sagte er dabei herbe, „oder begraben vom Samum unter glühenden Sand — für den, der darunter liegt, ist's Nacht. Oder glauben Sie an einen zweiten Tag, wo uns für Recht oder Unrecht nochmals eine Existenz zugemessen wird?"

Gerhard zuckte die Achseln, sein Lächeln gab eine genügende Antwort, doch sprach er nichts; warum

sollte er Jemand verletzen, der vielleicht anderer Ansicht war? Die gestellte Frage war nach seiner Meinung eine derjenigen, über die ein jeder Mensch in sich selbst klar zu werden suchen muß. Ihm schien selbst das Facit, das ein Jeder zu Stande brachte, ziemlich gleichgültig; die Hauptsache war, daß eben Jeder darin volle Befriedigung finde und nicht zu sehr von seinen Menschenpflichten dadurch abgelenkt werde.

Mr. Lesley wartete auch keine andere Antwort ab, er gab sie selber.

„Ich kann es nicht denken", fuhr er fort; „es wäre mehr als Ungerechtigkeit, die Qualen zu erneuern, die schon im Leben eine allzu lange Strafe sind. Ein Fortleben ohne Erinnerung ist kein Fortleben, das Ich nicht mehr Ich, ein Fortleben mit Erinnerung, mag diese sein wie immer, eine Hölle, entweder der Scham, der Reue oder des Bedauerns und der Sehnsucht nach dem Verlorenen, jedes Wiederbegegnen ohne Verweilen ein scheues Vorüberhasten, mit Verweilen, mit fortwährendem Beisammensein eine Folter. Wer hat so weiter gelebt, daß er dem Vater wieder frei ins Auge sehen kann? Wer möchte mit allen, die er einst geliebt, zugleich wieder zusammentreffen? Wer weiß keinen einzigen Fleck in seinem Thun und Denken, daß es ihm gleich wäre, dasselbe

vor allen aufgedeckt zu sehen? Was wäre das für eine Vereinigung, in der sich alle mehr oder minder gegenseitig verachten oder die gesellschaftlichen Umgangsformen dieser Erde in erhöhtem Maße weiter heucheln müßten? Pfui! das Jenseits ist die Erfindung eines Blödsinnigen. Ruhe ist das Ende, Ruhe die Sühne für Alles und das Ziel für Jeden. Ruhe ist die große Barmherzigkeit Gottes, das Auslöschen der Wunsch der Weisen."

„Ach, es braucht nur so gar lange, bis man weise wird", seufzte Gerhard, der mit ernstem Sinnen zugehört hatte, halb in der Absicht, dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben. „Wenigstens wünscht man dieses Auslöschen noch recht weit hinausgerückt. Das Leben hat ganz hübsche Seiten, nur schade, daß es uns gerade nicht immer diese zukehrt, es ließe sich sonst schon ein Compromiß schließen, selbst mit einer verjüngten Wiederaufnahme nach angemessener Pause."

Der humoristische Ton blieb nicht ohne Wirkung auf Mr. Lesley, er schüttelte stumm den Kopf, als aber Gerhard fortfuhr und die Bemerkung hinzufügte: „Ich weiß nicht, ob Sie von dem deutschen Philosophen Schopenhauer wissen, aber zur Abwendung des Willens vom Leben gelangt man in der Regel erst nach einem ganzen Lebensalter der mißglückten

Zuwendung", nahm er wieder das Wort zur Bekämpfung dieses Ausspruchs.

„Ich bin doch nicht der Meinung", sagte er ernst, aber schon in einem minder wuchtigen Tone, „daß es bei einem Jeden einer solchen Jahrzehnte und Jahrzehnte langen Kette von Enttäuschungen bedarf. Ich stelle es mir als keinen schweren Entschluß vor, die letzte Hoffnung mit sich selber zu begraben. Was verheißt uns das Leben noch, wenn das Schiff scheitert, in welchem man seine letzten Sparpfennige angelegt, wenn der letzte Versuch, dem Rest des Lebens noch einen Sonnenblick des Glückes zu entlocken, mißlingt? Was ist es weiter? Ein Ende aller Aufregungen. Wäre es denn so schlimm, hier zu liegen?" Er deutete wieder auf die Gräber ringsum und ein seltsames Lächeln, das Gerhard erschreckte, glitt um seinen Mund. „Man befände sich in guter Gesellschaft; lesen Sie doch die Namen; die feinsten Leute von Europa sind hierher gekommen, um sich hier einscharren zu lassen."

„Da schieben Sie ihnen wohl ganz falsche Intentionen unter. Ich bin überzeugt, daß alle diese Leute gerade in entgegengesetzter Absicht hierher, als zu einem Gesundbrunnen, gepilgert kamen. Es hat wohl keiner diese absolute Ruhe gesucht, und ich hoffe, mein lieber

Freund — ich darf Sie in Ansehung unserer alten Bekanntschaft wohl so nennen — daß auch Sie noch nicht so ganz mit dem Leben abgeschlossen haben, um dieselbe schon jetzt auf der Stelle zu erwünschen. Gehen Sie, das sind schwarze Gedanken, die sich nur in Versen hübsch machen, weil sie dann doch Niemand für echt hält. Ist dieser Blick nicht schön?" fragte er, indem er sich unter einer Cypresse niederließ und mit der Hand hinausdeutete auf die Landschaft, den See und die Berge. „Und wäre es nur um diesen Anblick, es wäre schade, ihn nicht mehr genießen zu können. Was haben die da unten noch von der feinen Gesellschaft und von der reizenden Umgebung? Sie selbst sagen ja, hier oder in der Sahara, für die Todten ist Nacht. Wir Deutsche haben ein altes Lied, sogar ein veraltetes, es ist aber doch so übel nicht. Es beginnt:

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht".

„O, Sie stehen auf der Sonnenhöhe des Lebens!" versetzte Mr. Lesley müde lächelnd.

„Manchmal denke ich doch schon recht lebhaft an den Abend. Ich habe manches ungewöhnliche Ereigniß hinter mir, meine Jahre waren bewegter, als sie sonst zu sein pflegen, wenn ich im Ganzen auch nicht, was

man ein abenteuerndes Leben nennt, geführt. Wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen mit ein paar Worten einen Abriß meiner Geschichte geben."

„Sie gewähren mir damit eine große Gunst, Herr Strandau, weil Sie mir damit beweisen, daß ich Ihnen des Vertrauens würdig erscheine. Ich habe Sie schon, als ich Sie zuerst sah, lieb gewonnen."

Er schüttelte Gerhard herzlich die Hand, es lag etwas Rührendes in seinen Worten, noch mehr in dem Ton seiner Stimme, was Gerhard vollkommen gewann.

„Nun also", hob dieser an, „wie ich Ihnen schon gestern sagte, bin ich in einem der freundlichsten Thäler des hübschen Thüringerwaldes geboren. Meine Jugend war eine ungemein glückliche; geliebt von meinem Vater und meiner ältern Schwester, behütet von den zärtlichen Augen der besten aller Mütter, wuchs ich auf. Meine Aeltern hatten ein hübsches Haus mit einem großen Garten außerhalb der Stadt an einer waldigen Berglehne. Ich sog das Gefühl für Naturschönheit und beinahe unbeschränkte Freiheit in vollen Zügen ein. Mein Vater war ein gesuchter Arzt und brachte nur wenige Stunden des Tages zu Hause zu. Meiner Mutter blieb unsere Erziehung fast ganz überlassen, und ich müßte sie nicht so hoch verehren, als ich es thue, wenn ich nicht sagen würde,

daß sie sich dieser Aufgabe mit einer bei Frauen seltenen Umsicht und Sorgfalt unterzog. So lehrte sie uns die Anfangsgründe, brachte meiner Schwester alle weiblichen Arbeiten bei und leitete besonders den Musikunterricht selbst, denn sie war eine ausgezeichnete Meisterin auf dem Flügel wie im Gesange. Ich habe nie eine ergreifendere und süßere Stimme gehört als die ihre, obwohl sie niemals von großer Kraft war und später, da sich das wohl von jeher in ihr schlummernde Uebel immer mehr entwickelte, nur noch dem zarten Tone einer rein und wirklich virtuos behandelten Flöte glich. Meine arme Mutter starb an einem Brustleiden und vielleicht rascher, als unbedingt nöthig war, da sie sich mit einer beinahe an Hartnäckigkeit grenzenden Consequenz weigerte, nach dem Süden zu gehen, wie ihr mein Vater dringend anempfohlen hatte. Kein Bitten konnte sie bewegen, die Heimat zu verlassen, an der sie mit der Innigkeit hing, die man den Schweizern zuzuschreiben pflegt. Zuletzt mußte sie dieselbe doch verlassen, die Arme!"

Gerhard hielt einen Augenblick, von der Erinnerung überwältigt, inne; nach einer Pause fuhr er fort:

„Verzeihen Sie, daß ich bei solch anscheinenden Geringfügigkeiten, die alle Welt erlebt haben mag, so lange verweile, aber sie haben einen Einfluß auf

meinen Charakter, auf meinen ganzen Lebensgang geübt, der sich heute noch fühlbar macht. Mein Freund Streicher mag immerhin Recht haben, daß meine gute Mutter mich verzärtelte. Ich glaube es selbst, sonst hätte mich wohl nicht alles später Erlebte so sehr angegriffen. Wie soll ich all jener Scenen erwähnen, ohne eines Todten allzu bitter zu gedenken? Es mag Ihnen genügen, daß ich sage, mein Vater faßte eine Neigung zu einer andern Frau niedrigen Standes, die so über alle Vernunft hinauswuchs, daß er seinen unbescholtenen Namen, das Glück seiner Familie, Alles in die Schanze schlug und es endlich nach furchtbaren Auftritten zu einer Scheidung brachte, um jene Frau als Gattin in sein Haus zu führen. Hinausgestoßen aus der Heimat, siechte meine Mutter nun rasch ihrem Grabe zu; während der Krankheit pflegte sie meine Schwester, die mit ihr gezogen war, indeß ich, gegen meinen fest ausgesprochenen Willen, trotz allen Sträubens beim Vater bleiben mußte. Ich sah meine Mutter nur noch von Zeit zu Zeit, es waren Augenblicke der Weihe, aber auch des tiefsten Schmerzes. Die Frau, welche meine Mutter verdrängt hatte, flüsterte meinem Vater ein, ich würde dort gegen ihn aufgehetzt, und ich mußte mich zuletzt nur verstohlen zu der Mutter schleichen, die mir das Leben gegeben und meine Seele

für alles Schöne und Edle erweckt und empfänglich gemacht hatte. Lassen Sie mich darüber hinweggehen. Ich war nicht einmal an ihrem Todtenbette, weinte auch nicht, als ich die Nachricht empfing und den Segen, den ihr letzter Hauch noch meiner Schwester für mich aufgegeben. Ich weinte nicht, aber ich lief vom Hause weg — in die weite, weite Welt, wie ich damals meinte. Drei Tage darauf hatte mich Streicher, den mein Vater nach mir ausgeschickt, wiedergefunden und mit guten Worten und Gewalt heimgebracht. Ich wär damals sehr erbittert gegen ihn und sah ihn eine Zeit lang ebenso wenig als meine Schwester, die bei der Tante geblieben war. Ich wurde da ein recht wilder, trotziger Bursche und ging mit Freuden nach der Universität, als die Zeit kam. Zwei Jahre lang kehrte ich nicht nach Hause zurück und verbrachte die Ferien, da ich immer wenigstens hinreichende Wechsel hatte, anderswo mit lustigen Commilitonen. Da rief mich ein Brief meiner Tante heim. Daß meine Schwester schon früher gestorben, habe ich Ihnen gestern bereits mitgetheilt, jetzt drohte auch meinem Vater der Tod, der Schlag hatte ihn gerührt. Das Erste, womit mich die Stiefmutter empfing, war die boshafte Nachricht, daß ich außer einem kleinen Legat nichts zu hoffen hätte, das ganze Vermögen sei ihr

und ihren beiden Kindern verschrieben, die sie inzwischen meinem Vater geboren hatte. Ich blieb doch, denn mein Vater erholte sich. Er war zur Hälfte gelähmt und schwachsinnig geworden und erhielt seine geistige Kraft nie mehr zurück, aber eine andere merkwürdige Veränderung war noch mit ihm vorgegangen: er empfand eine an Abscheu grenzende Abneigung vor seiner zweiten Frau; selbst deren Kinder mochte er nicht mehr, indeß eine Zärtlichkeit für mich in ihm erwacht war, wie ich deren früher niemals theilhaftig gewesen. Es war eine eigene, ich möchte sagen instinctive Reue, wozu auch noch das scheue Gefühl eines mißhandelten Geschöpfes gegen seinen Peiniger kam, denn seine Frau war bösen Gemüthes und verletzte ihn absichtlich täglich mit tausend Stichen; sogar an der Nahrung wurde ihm Abbruch gethan. Endlich brachte sie es doch dahin, daß ich wieder die Universität bezog; ich that es mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein Mädchen in Blankenburg zurück, das ich mit der ganzen poetischen Innigkeit einer ersten Neigung liebte. Wir versprachen uns, wie üblich, ewige Treue und correspondirten, als aber ein halbes Jahr später mein Vater starb und das Testament eröffnet wurde, fand ich die Thür geschlossen und ein kleines einsilbiges Briefchen unterrichtete mich, daß

bei so bewandten Umständen die Aeltern niemals in unsere Verbindung willigen würden und sie als gehorsame Tochter das Versprechen habe ablegen müssen, jeden Verkehr mit mir abzubrechen, da er doch zu nichts führe. Sie hat später einen Andern geheirathet, ist, was man glücklich nennt, und ich habe sie erst ganz vor kurzem wiedergesehen, ohne irgend eine Gemüthsbewegung zu empfinden, als höchstens eine dankbare gegen das gütige Schicksal oder, wenn Sie wollen, die weise Vorsehung, deren Wege unerforschlich sind, in diesem besondern Falle aber überaus zweckmäßig waren. Damals aber war ich außer mir und rannte abermals, vielleicht in einem Anfall von Nachahmungssucht dem Beispiele Streicher's folgend, das mir unendlich poetisch erschien, in die Welt hinaus, nur diesmal mit etwas mehr Planmäßigkeit als fünf Jahre früher. Ich lebte einige Zeit sehr eingeschränkt, denn meine Mittel waren knapp, aber das Testament war nicht so ganz zu meinen Ungunsten verfaßt. Im Falle des frühern Ablebens meiner Stiefmutter und ihrer beiden Kinder war ich der Universalerbe. Weder jene Frau noch ich dachten daran, daß diese Klausel jemals zum Vollzug kommen sollte. Ich war verbannt, heimatlos — ein Nomade. Vier Jahre nach dem Tode meines Vaters

wendete sich das Blatt, meine Stiefgeschwister starben rasch nach einander am Scharlach und ihre Mutter folgte ihnen ins Grab. Das Haus, das meine gute Mutter so sehr geliebt, in dem ich geboren wurde, war wieder mein, aber ich fühlte mich fremd in der Heimat, sie hatte alle Reize für mich verloren."

„Ich begreife das", nickte Mr. Lesley verständnißvoll, als Gerhard ein wenig innehielt.

„Dann ist es überflüssig, daß ich Ihnen erst auseinandersetze, wie ich dies Haus mit allen seinen Erinnerungen sogar haßte. Alle Wunden brachen auf, als ich es sah, ich stieg lieber im Gasthause ab und floh schon am nächsten Tage meine Vaterstadt wieder, als sei das kleine anmuthige Städtchen ein Pestpfuhl. Ich hatte auch keine Lust zum Stillsitzen. Eine eigentliche Lebensaufgabe besaß ich nicht infolge meiner zersplitterten Jugend, am Reisen hatte ich Geschmack gewonnen und dachte mir es ganz und gar unvergleichlich, da mir jetzt die Mittel geworden waren, es mit aller Bequemlichkeit ganz nach meinen Wünschen zu thun. So zigeunerte ich denn weiter, bald hier, bald dort, wie sich eben die Verhältnisse anknüpften, eine längere Zeit verweilend. Was ich in der Zeit noch erlebt, ist mannichfach, aber theils nicht zur Mittheilung geeignet, theils weniger tief in mein

Leben eingreifend. Ich habe viel gesehen, allerlei Erfahrungen gesammelt, wenig gethan und nichts geleistet. Das ist mein offenes Glaubensbekenntniß. Ich halte die bloße Empfänglichkeit gegenüber den Eindrücken der Außenwelt noch für kein Verdienst, die innere Verarbeitung dieser Eindrücke nur für eine Beschäftigung, die uns selbst ganz allein zu gute kommt, und das unfruchtbare Hingeben an irgend eine Kunst oder Liebhaberei noch für keine menschenwürdige Thätigkeit, aber was hilft es, der Muth und die Energie zu irgend einem nutzbaren Unternehmen sind mir verloren gegangen, wenn ich sie jemals besessen, ohne daß mir diese Unthätigkeit eigentlich noch Genuß gewährt. Die Freude am rastlosen Herumziehen, am ewigen Lernen durch eigene Anschauung hat sich verflüchtigt, ohne daß mich deshalb der Gedanke an die Heimat lockte. Selbst der ewigen Enttäuschungen und Aufregungen, welche sich im Gefolge aller intimern Verhältnisse einzustellen pflegen, bin ich müde, ohne deshalb mein Blut schon greisenhaft schleichen zu fühlen. Ich bin unzufrieden mit mir und doch nicht im Stande, es zu bessern; ich bin krank und weiß nicht, was mir fehlt, ein drolliger, aber doch kein behaglicher, im Gegentheile ein Zustand, der oft die schönsten Stunden vergällt, wie ja gerade jetzt."

Den letzten Satz hatte Gerhard mit einem Anlauf zur Selbstironie gesprochen und beim Schlußwort raffte er sich vollends aus seiner träumerischen Stimmung empor und deutete wieder auf das schöne landschaftliche Bild, das sich vor ihnen ausbreitete.

Mr. Lesley aber blickte nicht auf. Nachdenklich hielt er den Kopf gesenkt, als wiederhole er sich alles Gehörte und denke weiter aus, was nur angedeutet geblieben.

„Sie sollten heirathen", sagte er nach einer Weile, nicht etwa wie man ein Universalmittel anpreist, sondern wie man nach tiefer allseitiger Erwägung einen wohlgemeinten Rath ertheilt.

Gerhard machte eine Bewegung, als wolle er lachen, warf einen Blick voll Humor auf seinen Nachbar, aber der spöttische Ausdruck schwand, als er dessen Ernst sah; das Auge glitt sinnend zu Boden und endlich erwiderte er:

„Heirathen? Ich habe selbst schon daran gedacht; aber die Rechte finden!"

Mr. Lesley nickte schwermüthig. Die Rechte finden, das war es. Er sagte nichts und folgte der Aufforderung Gerhard's. Sie standen auf und wandten sich, den Friedhof verlassend, auf dem über die Höhe hinziehenden Wege Montreux zu, um nicht wieder über

Clarens zurückkehren zu müssen. Nach einer Weile kam Gerhard wieder auf den Schlußpunkt des Gesprächs.

„Warum“, fragte er, „glauben Sie, daß ich heirathen sollte? Selbst wenn ich eine richtige Wahl träfe, wäre der Erfolg unzweifelhaft? Sind Sie glücklich?“

„Sie können es zweifellos werden“, entgegnete Mr. Lesley, der allzu directen Frage ausweichend. „Bringen Sie Ihr volles Herz mit und es wird Ihnen gewiß wieder ein volles werden. Sie sind noch jung, Sie können auch noch suchen. Sie brauchen es nicht einmal zu ängstlich zu thun, denn jede Individualität wird sich, wenn wirkliche Liebe die Herzen verbindet, Ihnen anschmiegen, wie sie auch umformend auf Sie einwirkt; dazu bedarf es nur, nicht ganz fehl zu greifen. Eins nur möchte ich Ihnen rathen.“

„Das wäre?“

„Wenn Sie heirathen, bleiben Sie niemals in der Nähe Ihrer Schwiegermutter; der Einfluß einer jeden ist vom Uebel, der guten wie der bösen. Ein Drache läßt sich wenigstens ohne viel Umstände vor die Thür setzen, was aber beginnen mit einer, die es gut zu meinen glaubt und doch in einem fort den völligen Einklang stört? Wehe gar, wenn sie dabei herrschsüchtig und gewöhnt ist, ihren Willen immer befolgt zu sehen! Glauben Sie mir, der Mann

muß seine eigene Familie gründen, um nicht in der seiner Frau aufzugehen."

Gerhard hatte nicht Zeit, über diese so ohne alle Veranlassung hingeworfene Warnung zu erstaunen und deren Zusammenhang mit den Verhältnissen, in welchen Mr. Lesley lebte, zu ergründen, denn eben senkte sich der Weg in eine kleine Mulde und aus der Tiefe kam ihnen die schöne Unbekannte entgegen, die ihm als die Schwester von Madame de Granier bezeichnet worden. Sie war auch diesmal mit ebenso viel Eleganz als Geschmack gekleidet und führte ihren kleinen Neffen an der Hand. Auch sie erblickte im nämlichen Augenblicke die beiden Herren, da sie von diesen erkannt wurde. Täuschte sich Gerhard, als er zu bemerken glaubte, daß diese sanft gerötheten Wangen sich höher färbten? Er fühlte sich eigenthümlich befangen, wieder sagte er sich, daß er selten eine so vollendete Schönheit gesehen, und fast wäre er, im Anschauen versunken, steif und grußlos vorübergegangen, als ihm noch im letzten Moment einfiel, den Hut zu ziehen und so, indem er an ihr Gedächtniß betreffs der gestrigen Begegnung appellirte, sein unhöfliches Anstarren wieder gut zu machen.

Sie neigte dankend den Kopf und auch heute schlug sie dabei das schmachtende Auge ein wenig auf.

Gerhard glaubte noch nie einen graziösern Gruß empfangen zu haben; er blieb unwillkürlich nach einigen Schritten stehen und wendete sich um, der lieblichen Erscheinung nachzusehen. Der Knabe drängte sich an das Mädchen heran und Gerhard hätte schwören mögen, er theile der Tante mit, daß das derselbe Mann gewesen, den sie tags zuvor auf dem Dampfschiffe gesehen, denn sie nickte. Jetzt bemerkte er plötzlich, daß nur zwei Schritte von ihm ein Handschuh auf dem Boden lag, blitzschnell bückte er sich danach und eilte der Eigenthümerin nach.

Hatte diese ihren Verlust eben jetzt bemerkt oder die schleunigen Schritte gehört, sie kehrte nun ebenfalls um und zeigte einige Ueberraschung. Gern hätte Gerhard den Handschuh selbst überreicht, aber der kleine Junge kam mit lautem Rufen ihm entgegengerannt und nahm ihm den Handschuh ab, was nicht gut zu wehren war. So mußte er sich denn begnügen, noch einmal den Hut zu ziehen, das Mädchen nickte wiederholt ihren verbindlichsten Dank und dabei blieb es, denn Tante und Neffe setzten nach dieser kleinen Episode ihren Spaziergang wieder fort.

Gerhard aber hätte am liebsten den hübschen Knaben dafür gestraft, daß er ihn so grausam artig um den Finderlohn gebracht.

Sechstes Kapitel.

La petite maison.

Es war beschlossen, Gerhard wollte Fräulein Adrienne, die jüngere Schwester von Madame de Granier, näher kennen lernen und sich nicht mehr an zufälligen Begegnungen genügen lassen. Am dritten Tage nach jenem zweiten Zusammentreffen auf der Rückkehr vom Friedhofe zu Clarens befand er sich auf dem Wege nach dem kleinen Hause auf der Höhe, das die beiden Schwestern bewohnten.

Er war sich durchaus nicht ganz klar über die Absichten, welche er damit verband, er lebte sogar der festen Ueberzeugung, daß es nicht die Liebe sei, von der er sich dahin gezogen fühlte; lieben konnte man nach seiner Ueberzeugung doch erst ein Wesen, das man schon näher kennen gelernt, für Bilder aber, und

wären es selbst die schönsten lebenden, mochte man allenfalls eine rege Bewunderung empfinden, der es nicht zu verargen war, wenn sie größere Annäherung an den entzückenden Gegenstand und hinreichende Muße verlangte, demselben ihre Huldigung darzubringen.

Am liebsten nannte Gerhard seinen dahinzielenden Wunsch Neugierde. Er erklärte Streicher, es liege ihm ungemein viel daran, seine Menschenkenntniß zu bereichern und zu sehen, ob ein so reizendes Geschöpf von der Natur blos zur Hülle gewöhnlicher Eigenschaften des Geistes und Herzens geschaffen sein könne. Er wies alle Einwände seines Freundes beinahe mit Entrüstung von sich, obwohl ihm dieser haarklein darlegte, daß der verlorene Handschuh ein ganz trivialer Kunstgriff sei, wie er zur Herbeiführung näherer Bekantschaft schon von mancher Kokette gebraucht worden wäre. Die Beiden hatten ihre Rollen fast vertauscht, denn diesmal war es Gerhard, der seine Ansicht mit ungerechtfertigter Lebhaftigkeit verfocht und dem Skepticismus seine Ueberzeugung entgegenstellte, daß der betreffenden Dame gar nichts an seiner Bekanntschaft gelegen sei, weil sie sonst dieselbe nicht durch die Entgegensendung des Knäbleins vereitelt hätte, was den klarsten Gegenbeweis für den vollkommenen Mangel jeder geheimen Absichtlichkeit und berechnenden Koketterie liefere.

Es handelte sich nur darum, die geeignete Persönlichkeit zu finden, welche seine Einführung übernehmen sollte, nachdem er, durch den Widerspruch Streicher's mißstimmt und durch dessen höhnische Bemerkungen noch mehr gereizt, endlich den festen Entschluß gefaßt hatte, mit dem er anfangs nur wie mit einer Möglichkeit gespielt.

Herr von Kurusoff war Gerhard nicht besonders sympathisch erschienen, dennoch wendete er sich nach beseitigtem Bedenken an ihn, wiewohl nicht mit dem gehofften Erfolg. Bewahrte der Russe unter seinen glatten Manieren noch Rancüne für die kühle Abweisung, die ihm zu Theil geworden, oder war seine Ausrede wirklich begründet, er behauptete mit Madame de Granier nicht genügend bekannt zu sein, um ihr eine neue Bekanntschaft zuzuführen, und Gerhard mußte sich wenigstens anstellen, als ob er dieser Versicherung vollen Glauben beimesse, da Herr von Kurusoff doch die Freundlichkeit hatte, ihn mit Graf Hilmersdorf bekannt zu machen, der, wie er andeutete, die ihm zugedacht gewesene Mission mit Vergnügen übernehmen werde.

Der Lieutenant that, als habe er bis jetzt Gerhard gar nicht bemerkt und als sei dieser erst bei der gegenseitigen Vorstellung urplötzlich aus einer Versenkung aufgetaucht; er befliß sich einer überaus frostigen

Höflichkeit, die aber doch Gerhard weit besser gefiel als die Anschmiegsamkeit des Russen, und versprach zuletzt, den Besuch einstweilen bei den Damen ankündigen zu wollen, natürlich ohne daß er irgend eine Zusage über die zu erwartende Entscheidung machen könne.

Aber schon am nächsten Tage brachte er dieselbe: Madame de Granier sehe dem schmeichelhaften Besuche in den Nachmittagsstunden entgegen. Das „schmeichelhaften" überzeugte Gerhard, daß Herrn von Kurusoff's Vermuthung und Miß Lizzie's scherzhafte Zustimmung durch seine ausdrückliche Versicherung nicht im geringsten erschüttert worden und auch der Lieutenant offenbar den Besuch irgend eines incognito reisenden Virtuosen angekündigt habe. Der Irrthum war ihm sehr unangenehm, aber er konnte sich bei den Damen doch nicht mit seiner Legitimationskarte in der Hand einführen, wenn er auch im Hotel demnächst eine ähnliche Beweisführung für seine Identität anzutreten gedachte.

Kapitän von Reusche, der in der Nähe stand, als Graf Hilmersdorf seine Mittheilung machte — man war knapp vor Tische — kam hüstelnd auf Gerhard zu und äußerte mit wohlmeinendem Scherz sein Befremden über die Willfährigkeit, mit der sein „geehrter Herr Kamerad" einem Nebenbuhler an die Hand gehe.

„Entweder", spöttelte er, „haben Sie keine Wünsche oder keine Hoffnung mehr."

„Der Mensch verliert Beides, wie ich mir sagen ließ, bis zum Tode nicht", erwiderte der Lieutenant gewandt, aber mit deutlich ausgeprägtem Wohlgefallen an seinem eigenen Geiste.

„Aber zu Zeiten die Mittel", fiel Herr von Kurusoff ein, „seine Wünsche zu befriedigen und seine Hoffnungen wirksam zu unterstützen."

Der Lieutenant zuckte über diesen Ausfall die Achseln.

„Wer wird immer an solche Lappalien denken", sagte er, „wenn es höhere Zwecke gilt."

„Vortrefflich!" rief jetzt Streicher, der sich bisher unmuthig stumm verhalten, aus. „Ihre Grundsätze werden bei Strandau Anklang finden; auch ihm ist Geld Lappalie, er knickert nicht. Ich wünsche den besten Erfolg in den höhern Zwecken!"

Man lachte, Graf Hilmersdorf lauter und ausgelassener als die Andern, nur Gerhard fühlte sich unangenehm berührt.

„Sage mir Deine Bemerkungen unter vier Augen!" flüsterte er dem Freunde vorwurfsvoll zu. „Wie kommt hier überhaupt auf Geld die Rede?"

„Weil Du gehörig tief in die Tasche greifen wirst",

erwiderte der Unerbittliche trocken, „oder Andere werden es für Dich thun, was auf das Gleiche hinauskommt. Denke an mich, ich bin ein Menschenkenner!“

Graf Hilmersdorf führte Gerhard einige Stunden später nicht den zwischen den Weingärten hinansteigenden Fußpfad, welchen er vier Tage früher mit den von Lausanne kommenden Damen gegangen war, sondern er schlug die durch den Ort führende Bergstraße ein, die sich nach einer weiten Widerkehre in jener Richtung gegen den Friedhof von Clarens fortsetzt. Gerhard kannte diesen Weg schon, auch das Häuschen, in welchem die Schwestern wohnten, hatte ihm neulich Mr. Lesley auf der Heimkehr im Vorüberkommen gezeigt, von den Absichten aber, die ihn heute hierher führten, wußte der letztere nichts. Gerhard hatte sie ihm aus einem unbestimmten Gefühle der Scham verschwiegen. Warum gerade dem Einen? Gerade Mr. Lesley? Er vermochte es selbst nicht zu sagen.

„Sie wissen doch“, hatte der Graf für nöthig befunden, seinen Begleiter im Dahinschreiten zu unterrichten, „daß die beiden Damen mit einer alten soi-disant Tante allein wohnen? Hermance — das ist Madame de Granier oder, wie sie sich, einer gewissen dunkeln ersten Ehe zu Ehren, gern nennen läßt, Ma-

dame la comtesse — bedauert, wie Sie hören werden, nichts lebhafter als das Mißgeschick, nicht beständig an der Seite ihres Gatten leben zu können, aber gewisse Rücksichten, gewisse Umstände — enfin, c'est toujours la même chose. Ihretwegen würde ich niemals den Weg hier herauf bis auf die Höhe machen. Ich bin zwar ein ausgezeichneter Bergsteiger und nehme meine fünftausend Fuß mit Leichtigkeit in drei Stunden, aber, wie gesagt, nicht einmal hier herauf — wäre mir zu beschwerlich, auf Ehre! wenn ich mich nicht für Adrienne interessirte. Sehr liebes Mädchen, die lautere Unschuld, man kommt bei ihr nicht von der Stelle — aber das unter uns — wir werden einander nicht ins Gehege kommen."

Gerhard wußte nicht recht, was er antworten sollte. Er war überrascht. Was meinte Graf Hilmersdorf? Sollten seine Worte eine Warnung sein, ihm nicht die Bahn zu kreuzen, oder waren sie wirklich ein Ausfluß des Vertrauens und gab er sich der Meinung hin, Gerhard verlange blos die Bekanntschaft der jungen Strohwittwe, etwa in irgend einer unlautern Absicht zu machen? Er erwog, ob es auch redlich sei, die Gefälligkeit eines Andern dahin zu mißbrauchen, um ihm zum Dank für seine Einführung in einen Kreis eben dort den Rang abzulaufen. Und wer weiß, ob er reüs-

sirte; nach allen Andeutungen, die gefallen waren, mußte der Graf seinen Vortheil recht gut wahrgenommen haben, was auch immer seine in etwas eigenem Jargon gehaltene Versicherung in Abrede stellen mochte. Gerhard erschrak, als er sich auf diesem Gedanken ertappte. War es wirklich schon so weit gekommen, daß er ernstlich beunruhigt war, ein Nebenbuhler könnte ihm zuvorgekommen sein? Zuerst wollte er nur ein Bild näher betrachten, dann den Menschen kennen lernen, nun fragte er schon, ob auch das Herz noch frei sei. Die Schleier der absichtlichen Selbsttäuschung sanken rasch einer nach dem andern und er sah klar in sein Inneres hinein.

Eben als er zu dem Resultat gelangt war, die wenigstens theilweise Offenheit als eine Ehrenpflicht gegen den vertrauensvollen Grafen anzusehen, grüßte dieser einen großen Mann in mittlern Jahren, von sehr verlebtem Aussehen, sonst aber vornehmer Erscheinung, der ihnen entgegenkam.

„Guten Tag, Mylord“, rief der Graf französisch. „Woher?“

„Von dort, wo man nicht zu Hause ist“, erwiderte der Angerufene verdrießlich und schlenderte weiter in den Ort hinab.

Der Graf war sehr belustigt. Kaum daß sie außer

Hörweite waren, theilte er Gerhard mit, dies sei Lord Aysmonds, auch einer der gewöhnlichen Besucher von Madame de Granier gewesen.

„Ist übrigens liebenswürdig von ihr", setzte er hinzu, „Mylord abzuweisen, um uns ungestört zu empfangen, da sie es einmal versprochen hat. Sie müssen es ihr schon besonders Dank wissen."

„Sicherlich", versetzte Gerhard, der allerdings nicht recht einsehen konnte, was es ihn genirt hätte, wenn Lord Aysmonds oder sonst noch Jemand während seines Besuchs gegenwärtig gewesen wäre, und warum er für die Abweisung des Madame de Granier wahrscheinlich nicht se r angenehmen Lords noch besonders dankbar sein solle.

Darüber war aber der richtige Moment für die Erklärung, welche er vorgehabt, verflogen und zum zweiten Male pflegen solche edelmüthige Regungen selten mehr mit derselben zwingenden Gewalt wiederzukehren. Gerhard faßte im Gegentheile den Entschluß, wenigstens bei diesem ersten Besuche noch die Rolle eines kühlen Betrachters und Prüfers beizubehalten, die er sich vorgeschrieben hatte, und sich zu keiner Unüberlegtheit hinreißen zu lassen. Eine solche wäre es ja auch im Grunde gewesen, wenn er sich schon voreilig als Bewerber um eines Mädchens Gunst gegeben hätte, die

ihm bei näherer Bekanntschaft vielleicht nicht einmal mehr wünschenswerth erschien. Er lächelte jetzt überlegen auf sich selbst herab. War er nicht eifersüchtig gewesen, ehe er eigentlich noch liebte?

Er fühlte seine ganze Ruhe und Selbstbeherrschung wiederkehren, als das Ziel seiner Wanderung vor ihm auftauchte.

Außerhalb des Orts, eine Strecke weit längs der Weinbergterrassen hin, lag ein kleiner Garten, von der Straße durch eine dichte Ligusterhecke getrennt. Hier, zwischen Granat- und Feigenbäumen, Jasmin- und Lorbeerbüschen, stand ein winziges, überaus zierliches Häuschen, zwar ursprünglich nur eine Winzerhütte, aber durch den Anbau zweier Erkerthürmchen und hübschen Anstrich zu einer reizenden Wohnung umgestaltet. Auf unebenem Boden erbaut, war das einzige Geschoß vorn heraus so hoch gelegen, daß auch der größte Mann nicht in die Fenster zu blicken vermochte. Nur ein Giebel mit einem einzigen Fenster, das auf einen kleinen Holzbalkon herausführte, war dem Häuschen aufgesetzt.

Graf Hilmersdorf schien hier sehr bekannt, denn die Magd, welche auf sein Anläuten erschien, knixte mit freundlichem Lächeln in dem alten, verkniffenen Gesicht und wies die Herren nach der nächsten Thür in dem schmalen Corridor, der das ganze Häuschen in zwei

Theile schied. Gerhard hatte bis jetzt ein wenig gefürchtet, daß am Ende auch für sie die Thür verschlossen bleiben könnte trotz all der stolzen Zuversicht seines Begleiters. Dieser aber war seiner Sache gewiß. Mit Selbstbewußtsein trat er ein.

„Madame", begann er sogleich in geläufigem Französisch, „Sie sehen hier Herrn Strandau — ich glaube, das ist der Name?" wendete er sich ein wenig insolent gegen den Vorgestellten um, fuhr aber gleich wieder fort: „welcher Ihnen auf den Knieen für die liebenswürdige Erlaubniß zu danken kommt, Ihre reizenden Hände küssen zu dürfen. Allons, strecken Sie ihm dieselben doch entgegen!"

Gerhard war betroffen von dieser eigenthümlichen, halb überschwänglichen, halb burschikosen Redeweise, als er aber sah, daß sie ganz gut aufgenommen wurde, hielt er sie der längern Bekanntschaft, selbst dem graziösen Uebermuth der Sprache zu gute. Madame de Granier, die in einer für ihren Teint und ihre Reize überaus günstigen, tief ausgeschnittenen gelben Seidenrobe auf einer Art von Ruhedivan saß, that wirklich, wie ihr geheißen wurde, mit einem freundlichen Lächeln des Willkomms.

„Es freut mich", sagte sie ebenfalls französisch, in welcher Sprache die Conversation auch hinfort ge-

führt wurde, „daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen zu danken. Ich habe Ihre Freundlichkeit auf dem Dampfboote nicht vergessen. — Hier meine Tante und meine Schwester Adrienne, die Sie ebenfalls schon gesehen haben. Setzen Sie sich."

Gerhard verspürte einen warmen Druck der hübschen vollen Hand, welche er geküßt und die ihn nun auf einen Fauteuil in der Nähe niederzog, sodaß er kaum vor der alten würdig aussehenden Dame und vor Adrienne seine Verbeugung machen konnte. Die Tante strickte, das Fräulein hatte ein Buch in der Hand und ihr zu Füßen saß, mit allerlei Spielzeug beschäftigt, ihr kleiner Neffe, dessen dunkle Locken sie durch ihre feinen Finger laufen ließ.

Gerhard hoffte vergeblich, einen Blick von ihr zu erhaschen, sie sah während der Vorstellung zu Boden und horchte dann auf die Begrüßung, welche ihr Graf Hilmersdorf galant zuflüsterte.

„Es war charmant von Ihnen, Hermance", wendete dieser sich jedoch gleich wieder an Madame, „den langen Lord Aysmonds fortzuschicken. Ich gönne es dem langweiligen Beefsteak, und noch mehr würde es mich freuen, wenn er es wüßte, daß wir indessen hier im Paradiese sind."

„O, Sie sind ein schadenfroher Mensch, Graf

Felix", lachte Madame, „und man verzieht Sie durch zu viel Nachsicht. Sie werden von Tag zu Tag eingebildeter und ungezogener."

„Ich wünschte nur, auch Mademoiselle Adrienne übte diese Nachsicht gegen mich, deren Sie sich rühmen, aber sie ist streng und unerbittlich."

„Sie hat Recht, Ihnen nicht zu viel zu trauen."

Gerhard hätte den scherzhaften Ausfall gern aufs nachdrücklichste bestätigt, aber Adrienne kam ihm mit der Versicherung zuvor, daß den Männern überhaupt nicht viel Glauben beizumessen sei, am allerwenigsten so jungen und leichtsinnigen, wie der Graf.

Während dieser nun seine Vertheidigung führte und bewies, daß er ebenso gesetzt als ungemein alt sei, wobei freilich ein gewisses siegreiches Lächeln, mit dem er sein Schnurrbärtchen strich, den Schalk verrieth, hatte sich die alte Tante ganz in der Stille erhoben und den Salon verlassen, und ehe noch das Wortgeplänkel beendigt war, drängte sich auch der kleine Knabe an Adrienne heran und rief mit seiner hellen Kinderstimme: „Komm, komm, es ist Besuch hier, da müssen wir auch gehen, Mama ist sonst böse."

Der Graf lachte im Stillen. Adrienne erröthete lebhaft, indem sie aufstand, und auch Madame, die einige Worte mit Gerhard gewechselt hatte, schien ein

wenig verlegen über die naive Rede des kleinen Verräthers. Sie faßte sich aber sogleich.

„Wahrhaftig, Kinder gehören nicht in die Gesellschaft Großer“, sagte sie. „Auch ist Maxime heute noch gar nicht spazieren gewesen und er ist so listig, der kleine Spitzbube, daß er jeden Anlaß zu benutzen weiß, an das entbehrte Vergnügen zu mahnen. Du könntest ihn wirklich ins Freie führen, Adrienne, ich komme dann später nach.“

„O Madame“, beeilte sich Gerhard zu versichern, „ich möchte Sie durchaus nicht von Ihrer Promenade zurückhalten. Wenn Sie erlauben, komme ich ein andermal.“

„Aber Sie stören nicht — nicht im geringsten. Ich würde es Ihnen sagen.“

„Ah, das ist ungerecht von Ihnen, Hermance“, fiel der Graf scherzhaft ein. „Sie verbannen Ihre Schwester, diesem kleinen Taugenichts zu Liebe. Da muß ein Ausgleich stattfinden. Ich lasse Ihnen Herrn von Strandau und schließe mich Mademoiselle Adrienne an, damit Maxime seinen Willen hat.“

„O, ich gehe gar nicht gern“, widersprach der Kleine weinerlich, „ich bliebe viel lieber hier bei den freundlichen Herren, die kommen. Aber Mama schickt mich immer fort.“

Der Kleine war wirklich ein enfant terrible, wie Graf Hilmersdorf ihn lachend nannte.

„Allez, allez donc!“ drohte Madame. „Ah, Du kleine Plaudertasche, ich werde Dir keine Makronen mehr geben, und ich weiß doch, Du liebst sie so sehr. Diese Kinder sind wahrhaftig die gefährlichsten Spione, sie sehen Alles, sie hören Alles und wiederholen Alles.“

Gerhard verbeugte sich vor Adrienne, die mit Maxime und vom Grafen gefolgt das Zimmer verließ Es regte sich wieder etwas wie Eifersucht in ihm; am liebsten hätte er eigentlich den Platz getauscht und wäre mitgegangen, aber Graf Hilmersdorf hatte ihn so geschickt angebunden und es wäre doch eine beleidigende Unhöflichkeit gewesen, wenn er schon beim ersten Besuche Madame de Granier, von der er wirklich liebenswürdig empfangen worden war, so ohne weiteres verlassen hätte. Frauen verzeihen niemals eine so unverhohlene Gleichgültigkeit, sagte er sich; wollte er weiterhin Zutritt in dem kleinen Häuschen behalten, so mußte er der Dame vom Hause einige Aufmerksamkeit erweisen. Sie konnte dieselbe, mußte er sich gestehen, wohl auch erwarten, war sie doch eine schöne, elegante Frau, besonders wenn sie nicht durch die Gegenwart ihrer jüngern Schwester verlor. Und selbst im Vergleich

mit dieser mochte ihr mancher Geschmack vielleicht den Vorzug geben.

Sie gewann in eigenthümlicher Maße durch die Toilette, die Lichtdämpfung und die Umgebung, welche Gerhard, der bis jetzt nur Augen für Adrienne gehabt hatte, nun endlich zu mustern Gelegenheit fand.

Der Salon war von mittlerer Größe und bot mehr Raum, als man der ehemaligen Winzerhütte zugetraut hätte. Es war für eine kleine Gesellschaft Platz darin, sich zu bewegen, und doch nicht so viel, um das Gefühl des gemüthlichen Beisammenseins aufzuheben. In der einen Ecke öffnete sich zwischen blauen Gardinen, die in reichen Falten herabfielen, dem einen der beiden außen angebrachten Thürmchen entsprechend, ein kleiner Erker, der eine sehr hübsche Aussicht nach dem See bieten mußte. Jetzt aber waren, wie an den übrigen Fenstern, die grünen Jalousien geschlossen, um das grelle Tageslicht abzuhalten. Ein breiter Divan füllte beinahe den ganzen Erker aus, der so halbversteckt hinter den Vorhängen, ein lauschiges Plätzchen, zum süßen Ruhen und Träumen einlud. Die Einrichtung des Salons war überhaupt geschmackvoll. Zahlreiche Möbel in dem wieder modern gewordenen Stil des ersten Kaiserreichs beengten beinahe etwas den Raum, ein zierliches Pianino stand in einer Nische und

die hübschen Tapeten harmonirten vortrefflich mit den in gleicher Art silberweiß gestreiften Ueberzügen der Fauteuils, Stühle und Sophas aus hellblauem, zart geblümtem Seidenzeug.

Madame de Granier war mit Rücksicht auf die Farbenwahl vortrefflich gekleidet. Der gelbe Stoff ihrer Robe lag in schweren Falten, wie von der Hand eines Malers geordnet, auf dem zart contrastirenden Blau, von dem sich die üppige Büste in schönen Wellenlinien abhob. Die im Gemache herrschende Dämmerung kam der Toilette zu Hülfe, selbst Streicher hätte mit seinem scharfen kritischen Auge nicht erkannt, was an diesem reizenden Weibe Kunst, was Natur, so sammtartig weich erschien der Teint dieser schön gerundeten Schultern dieses der Mode gemäß tief entblößten Nackens und des fast zu vollen Armes, der nur durch ein schmales Band durchsichtiger weißer Spitzen von der Schulter getrennt schien. Selbst die stolzen, herausfordernden Augen hatten in dem geheimnißvollen Halbdunkel noch an verzehrendem Feuer gewonnen. Ihr Glutblick war lange auf Gerhard gerichtet, als dieser wieder an ihrer Seite Platz genommen hatte, sodaß er sich, eigenthümlich befangen, gestehen mußte, Madame de Granier sei ein schönes, verführerisches Weib, das in frühern Jahren, wo er zu den körperlichen noch nicht die gei-

stigen Reize gesucht, der Ruhe seines damals noch entzündbarern Herzens leicht gefährlich hätte werden können.

Jetzt allerdings fühlte er sich gegen jede derartige Versuchung gefeit, er war sogar weit davon entfernt, der Dame, mit der er sich nun allein befand, auch nur eine jener banalen Schmeicheleien zu sagen, die als bloße Artigkeit gelten und von den meisten vielumworbenen verwöhnten Schönheiten nicht nur als Tribut hingenommen, sondern auch eingefordert werden.

Natürlich hatte Gerhard all diese Bemerkungen nicht in ungestörtem, schweigsamem Umherblicken gemacht, er mußte hin und wieder eine Frage beantworten, wiewohl ihm die lebhafte, plaudersüchtige Weise, in der Madame das Gespräch führte, dann wieder Zeit für seine nebenher laufenden Gedanken ließ.

Die Conversation ging über das Gewöhnliche nicht hinaus. Gegend, Reisen, Klima, sogar das Wetter wurde abgehandelt, zuletzt kam Paris an die Reihe, das für Madame de Granier der Zielpunkt aller Wünsche schien. Die Sehnsucht, die sich in solch begeisterten Worten, in solch schmerzlichem Bedauern kund gab, mußte nachgerade eine unwiderstehliche sein, wie sie Gerhard bei einer Frau, die doch in angenehmer Umgebung lebte und ihre Familie hatte, nicht recht begreiflich fand. Ein Anderes wäre es gewesen, hätte sie zu

der großen Zahl jener vergnügungslüsternen Frauen, jener thörichten, beschränkten Mädchen gehört, die in der großen Metropole des Luxus und des Genusses kurzsichtigerweise nur den Glückstopf erblicken, aus dem ihnen zweifelsohne ein brillantes Loos fallen muß, wenn sie es nur erst so weit gebracht, den keken Griff hinein thun zu können.

Gerhard sprach einige Worte in diesem Sinne, obgleich er seine Verwunderung nicht so geradezu ausdrückte. Dennoch sah ihn Madame ihrerseits erstaunt an, sie nahm jedoch sogleich den Faden auf.

„Mon dieu!“ seufzte sie und ihre Augen schienen sich dabei etwas zu verschleiern, „vielleicht ist mein Verlangen wirklich nichts Anderes als die Unzufriedenheit mit meiner gegenwärtigen Existenz. Ich habe nie etwas Schöneres gekannt als das stille Familienleben. Ich bin dafür geschaffen, aber die Verhältnisse gestatten mir nicht, meiner Neigung gemäß zu leben. Es ist hart genug, daß ich die Heimat und das Beisammensein mit meinem Gatten entbehren muß. O, ich liebe ihn so sehr, den guten Mann! Monsieur de Granier ist der liebenswürdigste, der aufmerksamste Gefährte, den man sich denken kann, und ich trage die momentane Trennung schwer genug.“

Sie seufzte abermals und lehnte sich in einer

äußerst malerischen Stellung zurück, welche die üppige Fülle ihres Armes, auf den sie ihren Kopf stützte, und die zierliche Rundung des mit einem Grübchen geschmückten Ellbogens vortrefflich zur Geltung brachte. Dabei fiel ein schmachtender Blick, welcher dem entfernten, geliebten Gatten zugedacht war, zufällig auf Gerhard, der eben mit aufrichtigem Bedauern fragte, warum diese grausame Trennung denn überhaupt stattfinden müsse.

„Warum? Sie wissen das nicht? Ah, warum kommt man wohl hierher nach Montreux? Es war ein harter Entschluß, zu dem wir uns aufraffen mußten. Monsieur de Granier, der sein Kind so sehr liebt, hatte nur die Wahl, sich von ihm zu trennen oder es langsam dahinsiechen zu sehen, von Tag zu Tag schwächlicher, hinfälliger, bis er vielleicht eines Morgens sich mit brennenden, thränenleeren Augen über die kleine Leiche gebeugt und vergebens abgemüht hätte, sie wieder ins Leben zu rufen. O lassen Sie mich nicht daran denken, es ist eine grausame Vorstellung für eine Mutter!"

Sie drückte ihr feines Spitzentuch, dem ein starkes Parfüm entströmte, an die Augen und Gerhard fühlte Mitleid mit dem Schmerz, wenn derselbe sich auch etwas schauspielerhaft äußerte. Er gab der armen Mutter alle möglichen Versicherungen über das blühende Aussehen des Kleinen und erschöpfte sich in Anführung von

Beispielen, wo sich ebenfalls die angegriffene Gesundheit vollkommen wieder befestigt hatte.

„Sie geben mir einen großen Trost", ließ sich die schöne Frau endlich beruhigen und faßte zum Danke dafür Gerhard's Hand, die sie warm drückte und in der Vertraulichkeit der Mittheilung gedankenlos behielt. „Mein Gemahl konnte nicht mit, seine Geschäfte fesseln ihn an Grenoble, seine Advocatie raubt ihm die ganze Zeit. O, er ist so gut, er reibt sich auf für seine Familie, und ich möchte ihm gern so wenig als möglich kosten. Wir leben sehr eingeschränkt."

Gerhard warf unwillkürlich einen Blick auf die ziemlich kostspielige Einrichtung dieses „eingeschränkten Lebens". Aber es gibt viele so unpraktische Frauen, die mit ihren kleinen Händen verschwenderisch große Summen für Nichtigkeiten ausstreuen, indeß sie zu darben vermeinen, weil sie sich hin und wieder einen unerfüllbaren Wunsch versagen.

„Ich würde mich nicht beklagen", fuhr Madame fort, indem sie Gerhard zum Zeichen ihres Dankgefühls abermals die Hand drückte, „wenn ich nicht der Ueberzeugung wäre, bei Ihnen, so fremd wir einander noch sind, eine wirklich freundschaftliche Theilnahme gefunden zu haben. Der herzliche Ton Ihrer Stimme kann nicht täuschen. Sie haben mich wunderbar ge=

tröstet; mein Maxime, mein einziger geliebter Sohn wird also seinem Vater erhalten bleiben, er wird ihm ein Ersatz sein für die Mutter. Sie staunen? Sie sehen mich fragend an? Ja, es ist nicht nur Maxime, dessen Zustand den Aufenthalt in diesem heilsamen, wunderwirkenden Klima nöthig macht. Ich fürchte, Sie erschrecken. Wohlan, ich habe die gegründete Vermuthung, selbst poitrinär zu sein."

„Sie — brustkrank?" stieß Gerhard unwillkürlich heraus, während sein staunender Blick über die vollen Hügel hinglitt, die sich im Wellenschlage einer ungewöhnlichen Aufregung hoben und senkten und einem Plastiker zu Modellen der Gesundheit, strotzender Kraft und unerschöpflichen Reichthums für die Gestalt einer Mutter Cybele oder einer Ceres hätten dienen können.

„Glauben Sie nicht?" versetzte Madame schwermüthig und doch mit einem Aufleuchten der Hoffnung in ihren Augen. „Horchen Sie doch her, hören Sie?" Sie schlug mit den Spitzen der Finger gegen ihre Brust wie sie es bei ähnlichen Untersuchungen durch Percussion vielleicht gesehen hatte und machte Gerhard auf den Ton aufmerksam. „Hören Sie, wie dumpf — aber sie müssen Ihr Ohr näher anlegen. Ich huste auch zuweilen. Gewiß, Sie haben ärztliche Kenntnisse, ich

erkannte es vorhin aus Ihren Worten über Maxime. Sie müssen mich consultiren, ich habe Vertrauen zu Ihnen."

Obwohl ein leiser Zug ihrer Hand ihn zu der genauern Auscultation aufzufordern schien, leistete Gerhard doch nicht Folge. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie seltsam das Heilmittel war, das sich diese eingebildete Kranke in ihrer Unschuld ausgedacht. Paris, die Hölle aller Lungensüchtigen, war die Quelle, aus der sie Gesundheit trinken, das kräftigende Bad, aus dem sie gestärkt emportauchen wollte.

„Kindisches Frauenvolk!" dachte er, laut aber lehnte er jede Appellation an seine pathologischen Erfahrungen ab. „Sie übertreiben meine Einsicht in solche Dinge, Madame", scherzte er. „Es scheint, ich habe das Schicksal, verkannt zu werden, man muthet mir Allerlei zu: vor ein paar Tagen ein Concert, heute eine Diagnose — Beides für mich ungewöhnliche Leistungen."

Madame de Granier sah Gerhard mit einem Blick an, in welchem er Ueberraschung zu lesen glaubte. Sie ließ seine Hand fahren, die sie bis jetzt festgehalten, und warf ein wenig die Oberlippe auf.

„Ah, Sie sind ein echter Deutscher", rief sie ärgerlich. „Sie könnten eine Frau vor Ihren Augen ruhig sterben lassen, ohne ihr zu Hülfe zu kommen."

„Ich protestire, das kann ich nicht, aber Madame hat eine vortreffliche Constitution, um die Mancher sie beneiden könnte.“

„Was wißt Ihr Männer davon? Wenn Sie keine ärztlichen Kenntnisse besitzen, wie können Sie das beurtheilen? Ich bin krank, ich bin angegriffen, meine Brust ist leidend, ich fühle mich schwach und vereinsamt — ich muß das wissen. Ja, vereinsamt und verlassen, ich habe keine Stütze und keinen Halt, o, und ich bin so schwach! Wir Frauen können uns nicht vertheidigen, wir sind Sklavinnen unserer Nerven und es ist abscheulich, wenn man uns daraus einen Vorwurf macht.“

„Gewiß, gewiß, Madame“, beeilte sich Gerhard beizustimmen, indem er gleichzeitig aufstand. Er fürchtete wirklich einen unrechten Moment zu seinem ersten Besuche gewählt zu haben, die schöne Frau erschien ihm ein wenig gereizt und aufgeregt. Das Durcheinander ihrer Rede, in welchem er mit dem besten Willen nicht viel Logik zu finden vermochte, erweckte in ihm den Gedanken, daß er durch irgend ein unbedachtes Wort, vielleicht selbst durch seine Heiterkeit, mit welcher er ihre Klagen aufgenommen, Madame de Granier beleidigt habe. Es that ihm sehr leid, aber was ließ sich im Momente Besseres thun, als schleunig aufzubrechen

und dadurch wenigstens den guten Willen zu bezeugen, die in ihrer Einbildung leidende Kranke nicht länger durch seine Anwesenheit zu belästigen. „Ich muß mir einen Vorwurf daraus machen", sagte er entschuldigend, „so lange geblieben zu sein. Vielleicht darf ich bald wiederkommen und mich nach Ihrer Gesundheit erkundigen."

Madame war voll Befremdung ebenfalls aufgestanden. Sie schien etwas sagen zu wollen, unterdrückte es aber. Ueber ihr Antlitz flog eine seltsame Veränderung, kühl und vornehm neigte sie den Kopf und mit freundlicher Höflichkeit gab sie die verlangte Erlaubniß.

„Es wird mich freuen", sagte sie. „Wahrscheinlich kommen Sie lieber des Abends, wenn Gesellschaft da ist. Sie finden einen angenehmen kleinen Cirkel — auf Wiedersehen!"

„Sie muß doch nicht recht wohl sein", dachte Gerhard im Gehen. „Der rasche Wechsel der Stimmungen — eigenthümlich! Brustkrank? Nein, das nicht. Sie hat eine Lunge wie ein Preisboxer, würde mein Freund Lesley sagen — aber die Nerven, vielleicht sogar Kopfnerven — fatales Uebel!"

Er schüttelte den Kopf, aber auch die alte Magd, die ihm das Hausthor geöffnet hatte und wahrscheinlich nicht jene Beachtung gefunden, welche zu erwarten

sie sich berechtigt glaubte, schüttelte den ihren hinter ihm her. Davon sah er natürlich nichts, doch selbst wenn er's gesehen hätte, würde es ihm nicht aufgefallen sein, da seine ganze Aufmerksamkeit einer Laube unweit der Gitterthür in der Hecke zugewendet war, vor welcher der kleine Maxime mit einem großen schönen Hund der Bernhardiner Rasse spielte.

Von dem Knaben schloß Gerhard auf die Anwesenheit Adriennens, und wieder fühlte er einen Pfeil der Eifersucht, die ihm zuflüsterte, das Fräulein habe es vorgezogen, mit Graf Hilmersdorf in der verschwiegenen Laube zu verweilen, statt den projectirten Spaziergang zu machen. Es gewährte ihm ein grausames Vergnügen, dieses tête-à-tête zu stören, wie erstaunte er aber, als er vor der Laube stand und Niemand darin erblickte, als Mademoiselle Adrienne allein. Der Hund knurrte bei seiner Annäherung, und da der Kleine denselben zur Ruhe herrschte, blickte das Mädchen von dem Buche auf, worin es eben gelesen.

Ueberraschung malte sich auch in Adriennens Blicken.

„Wie", fragte sie, „Sie gehen schon?"

„Warum sind Sie darüber erstaunt, Mademoiselle? Wenn Sie mir gestatten wollen, noch ein wenig hier bei Ihnen zu verweilen, werde ich mit meinem

heutigen Besuche vollkommen zufrieden sein. Aber wie kommt's? Ist Graf Hilmersdorf nicht hier? Ich war der Meinung, Sie gingen gern mit ihm."

Adrienne erröthete noch tiefer, als dies beim ersten Aufblick von ihrem Buche schon geschehen. Ihre zarten schlanken Finger spielten übereifrig mit dem seidenen Lesezeichen.

„Sprechen Sie vor dem Kleinen lieber deutsch", bat sie selbst in dieser Sprache, „er merkt sich sonst Alles."

Gerhard kam im ersten Augenblicke gar nicht zur Erwiderung, so groß war seine Verwunderung, die eine der beiden Französinnen fließend deutsch sprechen zu hören und obendrein ein Deutsch, dessen gemilderter Dialekt ihn keine Sekunde daran zweifeln ließ, daß er hier eine Schweizerin aus einem deutschen Canton vor sich habe. Wozu also das französische Idiom, dessen sich die Schwester fortwährend so bedient hatte, als sei ihr jeder deutsche Laut fremd? War es blos Affectation oder absichtliche Komödie? Wozu aber? Das fragte er immer wieder und vergaß darüber, was er eigentlich sprechen wollte. Er bemerkte jetzt auch, daß das Buch gothisch gedruckt war und streckte in der Zerstreuung die Hand danach aus.

„Darf ich sehen, was Sie lesen, Fräulein?" fragte

er, aber Adrienne zog dasselbe mit einer Hast zurück, als sei ein Geheimniß darin enthalten; sie schlug es zu und schob es schnell in die Tasche.

„Es kann Sie nicht interessiren", erwiderte sie verlegen. „Werden Sie lange in Montreux bleiben?" fügte sie dann hinzu.

„Je nachdem — vielleicht — ich hoffe es. Wenn ich von der Einladung Ihrer Frau Schwester oft Gebrauch machen darf."

„Sie hat Sie also eingeladen?"

„Sie war so freundlich. Zu den Abendgesellschaften."

„Ah!"

„Wenn ich hoffen darf, Sie, mein Fräulein, öfter dabei zu sehen —" Gerhard sprach nicht aus, seine Augen sagten den Rest.

„Ich komme niemals dazu", versetzte sie zurückhaltend, und Gerhard war es auch nicht vergönnt, nach dem Warum zu fragen, da in diesem Momente Madame de Granier's Stimme vom Hause her Adriennens Namen rief.

„Meine Schwester verlangt nach mir", entschuldigte sich die Gerufene und verließ mit zierlichen Schritten die Laube, indem sie sich mit einem verlegenen Lächeln, das ihr nach Gerhard's Meinung überaus reizend stand, verabschiedete.

„Sie kommt nie zu den Abendgesellschaften", debattirte Gerhard mit sich selbst, während er den abwärts führenden Fußsteig zwischen den Weingärten einschlug. „Aber was mache dann ich dort? Wozu stürze ich mich denn in Gesellschaft, als um sie zu sehen? Warum aber kommt sie nicht? Es ist doch sonst keine Ursache? Madame de Granier scheint mir bis auf kleine nervöse Stimmungen, mit Herrn von Kurusoff zu sprechen, sehr anständig. Ich begreife nicht, was man gegen die beiden Damen hat. Adrienne ist die verkörperte Unschuld und Mädchenhaftigkeit. Aber so sind die Menschen! Jedem haben sie Böses nachzusagen, wo keine Veranlassung dazu ist, wird erfunden; je unverschämter, desto besser. Und das nennen sie dann Esprit."

Er war noch in seinen Erwägungen vertieft, als er, an dem Stationsgebäude der Eisenbahn vorüberkommend, angerufen wurde. Er sah auf, Graf Hilmersdorf stand vor ihm und versenkte eben ein Fahrbillet in seiner Cigarrentasche, während sich hohe Ueberraschung in seinen Zügen malte.

„Ist's möglich? Sie sind schon gegangen?" rief er. „Was ist's denn?"

„Merkwürdig", entgegnete Gerhard, „schon zum zweiten Male dieselbe Frage. Wie lange hätte ich denn bleiben sollen?"

„Nun freilich“, lachte der Graf, „das ist Ihre Sache.“

„Ich hätte mit weit besserem Rechte Sie fragen können, weshalb Sie schon fort sind. Bei Ihnen war's nicht, wie bei mir, der erste Besuch, den man doch füglich nicht länger ausdehnen kann.“

„Ha!“ rief der Graf verwundert, „eigenthümliche Ansicht! Aber freilich, der Eine geht rasch und stürmisch, der Andere fein sachte zu, der Geschmack ist nicht gleich.“ Er zuckte lachend die Achseln und fuhr dann ärgerlich fort: „Das Mädel war heute des Teufels; ich weiß nicht, was die Laune so verdarb, schickte mich kurzweg fort. Nun, was sollte ich thun? Stören wollte ich Sie nicht, so ging ich denn.“

„Mich stören? Aber Sie hätten mich ja durchaus nicht gestört — ich versichere — die Conversation stockte sogar bedenklich.“

„Ja, ja, das glaube ich! Und nun werden Sie mir noch beweisen wollen, daß Sie nicht lieber allein waren! Gehen Sie, wozu entre nous die Heuchelei?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ah, Sie nehmen es ernstlich, wie ich sehe. Ganz, wie Sie wollen, Verehrtester. Ha, da kommt der Zug! Fahren Sie nicht mit? Aber nein, Sie trafen es besser, das hieße zu viel wagen. Ich dagegen

war heute total unglücklich; wenn ich jemals Chancen im Spiel hatte, so heute, ich will sie ausnutzen. Adieu, ich fahre nach Saxon. Die Lestows sind auch dort mit ihrem Banquier. Wünschen Sie mir kein Glück — das schadet! A demain!"

Siebentes Kapitel.

Im gemeinschaftlichen Salon.

Das regnerische Wetter, das plötzlich nach milder Herbstzeit eingetreten war, hielt die Bewohner der Pension mehrere Tage ins Haus gebannt. Der Salon, sonst nur der Zusammenkunftsort vor und nach den Mahlzeiten, war jetzt zu allen Tagesstunden gefüllt und die Geselligkeit schien entschieden gewonnen zu haben, seit die durch den Zufall zusammengewürfelten Hausgenossen mehr auf einander angewiesen waren.

Gerhard, wiewohl von andern Gedanken so sehr eingenommen, daß Streicher, über seine Zerstreutheit aufgebracht, nichts mit ihm zu thun haben wollte, hatte doch Gelegenheit gefunden, allerlei Beobachtungen zu machen. Die Bemühungen des Wiener Banquiers um die Gunst der schönen Russin und die Ausdauer, mit der sich Herr von Kurusoff bald Miß Lizzie und

bald dem ebenso ausdauernd Patience legenden Fräulein Aglaë Brocat widmete, standen in der kleinen Colonie nicht mehr so vereinzelt da. Graf Hilmersdorf schien mit seinem leicht entzündlichen Herzen, dessen Glut auch für zwei Idole der Anbetung zu gleicher Zeit hinreichte, an Mrs. Lesley Gefallen gefunden zu haben.

Kapitän von Reusche stellte die Behauptung auf, ein Gardelieutenant sei überhaupt jeder Dame seine Huldigungen zu widmen bereit, die sich geneigt zeige, dieselben anzunehmen, und finde natürlicherweise eine jede überaus geistreich und einer schwärmerischen Anbetung würdig, die einmal ihr Interesse an ihm verrathen habe. Dies mußte wohl in den letzten Tagen der hübschen jungen Frau widerfahren sein; ob absichtlich oder absichtslos, vermochte Gerhard allerdings nicht zu unterscheiden, da er ja nichts über die Vorgänge in der Familie des Reverend Mr. Wallace wußte. Daß aber nicht ihm allein die so rasch gestiegene Vertraulichkeit zwischen dem Grafen und Mrs. Lesley auffiel, ersah Gerhard aus dem Benehmen des Gatten der letztern deutlich genug.

Die Schwermuth und Menschenscheu Mr. Lesley's hatten sich womöglich noch gesteigert und er wich selbst Gerhard auffällig aus; dabei herrschte eine so eisige Temperatur in dem Benehmen der beiden Gatten

gegeneinander, daß Gerhard von selbst auf die Vermuthung kam, es müßten unangenehme Auftritte zwischen beiden stattgefunden haben. Das war nun allerdings nicht der Fall, aber die an jenem Abend fast nur in übermüthigem Spiel und übertriebener Empfindsamkeit aufgerissene Kluft hatte sich seither durch die einer Versöhnung widerstrebenden Einflüsse nur erweitert. Die junge Frau suchte ihren Schmerz und ihre Gereiztheit hinter der Maske des Frohsinns, hinter einem koketten Spiel zu verbergen, mit dem sie vielleicht ihren unbeugsamen, nach ihrer Ansicht im Unrecht reuelos verharrenden Gatten zu strafen gedachte, wie dies mit mehr oder weniger Glück, allerdings auch mit dem traurigsten Mißerfolg schon von mehr als einer Frau versucht wurde.

Wie Mr. Lesley schien auch Baron Lestow von der übelsten Stimmung befallen, die sich freilich nicht wie bei jenem in einer Mitleid erweckenden Traurigkeit, sondern mehr in wechselnden Launen, unwirschem Benehmen, mitunter in heftigen Worten kundgab. In dieser allgemeinen Regenfärbung strahlte nur Miß Lizzie wie eine ewig heitere Sonne, die überall Wärme und erhöhtes Leben hervorruft, wohin ihr erquickendes Licht fällt. Sie spielte mit Mr. Dirkson's Kindern und hörte ihnen, der Gouvernante zur Erleichterung,

französische Vocabeln ab. Sie spielte mit Mr. Dirkson Schach, mit seiner Frau Dame, mit ihrem Vater Ecarté und mit Mademoiselle Aglaë Patience. Ihrer Mutter half sie Garn abwinden für die endlose Anzahl Strümpfe, welche diese strickte, die Schwester suchte sie durch ihr Geplauder zu erheitern, den Huldigungen Herrn von Kurusoff's hielt sie mit munterem Lachen Stand und allen Uebrigen wußte sie bald eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, bald durch ihr heiteres Wesen über eine gähnende Pause hinwegzuhelfen.

Eines Nachmittags, als nichts recht anschlagen wollte und selbst ihre liebenswürdige Macht zu scheitern drohte, wendete sie sich an Gerhard mit der Frage, ob ihm kein „vernünftiger" Einfall käme, das schon zum Fenster hereinnickende Gespenst der Langweile zu beschwören.

„Warum nicht?" erwiderte der Gefragte, der so eben einige Worte mit Mr. Wallace gewechselt hatte. „Machen Sie ein wenig Musik. Soviel ich gehört habe, sind Sie Künstlerin und besitzen eine schöne Singstimme. Ich hätte Sie überhaupt schon gern einmal gehört."

„Wirklich? Davon habe ich noch nichts gemerkt", betheuerte Lizzie mit halb schalkhaftem Erstaunen, indem sie ihre schönen großen Kinderaugen weit öffnete.

Mit feinem Lächeln setzte sie hinzu: „Wenn die Nachtigall schlägt, muß der Hänfling schweigen. Ich habe seit dem Tage nach Ihrer Ankunft keine Taste mehr berührt, aus Furcht, man möchte Vergleiche anstellen. Ich mag nicht behüflich sein, auf meine Kosten anderer Leute Triumphe zu vergrößern."

„Damit verrathen Sie, daß Sie die Musik nicht genug lieben, um sie für sich allein zu treiben. Ihr eben gebrauchtes Bild, Miß Lizzie, war falsch, wie dies mit Schmeicheleien meist der Fall zu sein pflegt. Der Hänfling verstummt keineswegs aus falscher Scham, sondern singt munter drauf los, solange es ihn selber freut."

„Gut, die Zurechtweisung habe ich verdient", gestand das Mädchen mit einem schalkhaften Knix zu; „aber nun geben Sie mir selber ein gutes Beispiel, Maëstro, wie Sie Herr von Kurusoff zu nennen beliebt. Wenn auch nicht Ihren Namen, so halten Sie doch Ihr Talent incognito. Ich bin überzeugt, es müßte Sie hier und da freuen, zu spielen, Sie lieben also die Musik doch selbst auch nicht genug, um sie vor Andern zu treiben. Wozu diese vornehme, kokette Zurückhaltung?"

Gerhard war heiter angeregt, die kindlich offene und doch dabei köstlich altkluge Weise der kleinen Per-

son, die sich mit soviel liebenswürdiger Schelmerei mischte, unterhielt ihn; dabei mußte er sich doch sagen, daß ein Körnchen Wahrheit in der von ihr geschickt auf ihn selbst zurück gewälzten Zurechtweisung lag.

„Ich will mir's auf der Stelle zu Herzen nehmen", sagte er, „wenn Sie mir versprechen, weder zu applaudiren, noch mir die gute Laune durch Lobsprüche zu verderben. Man meint sie in solchen Fällen schuldig zu sein und ich habe nur aus Scheu davor, nicht aus virtuosenhafter Koketterie bis jetzt auf mein Lieblingsvergnügen verzichtet."

Er setzte sich an das Instrument und begann nach einigen Akkorden das Lachduett aus den „Lustigen Weibern von Windsor", das ausgezeichnet zu seiner gegenwärtigen Stimmung paßte und wie eine Fortsetzung seines eben geführten Gesprächs erschien. Bald aber ging er, das Thema variirend in eine andere Spielweise über, aus dem Getändel wurde Ernst, ein größeres Motiv trat bewältigend hervor und immer kehrte der musikalische Gedankenflug wieder dazu zurück, als ob der brausende Sturm, welcher das Tonmeer aufwühlte, sich dem mächtigen Herrscherworte des Gebieters gehorsam fügen müsse. Er schloß bald und ungestümer Applaus von Herrn von Kurusoff's Händen, in den auch Mr. Wallace und seine ältere

Tochter gemäßigter mit einstimmten, so wie verschiedene „Brillant! Wundervoll! Meisterhaft!“ sollten den Spieler für die kleine Production belohnen.

„Da haben Sie's“, stieß Gerhard unwillig hervor, indem er sich gegen Lizzie umwendete. „O, nicht klatschen, nicht klatschen“, rief er lebhaft, „was haben Sie versprochen?“

Miß Lizzie stand hinter ihm; ihr hübsches Gesichtchen war, wie es infolge einer großen Anstrengung oder überaus concentrirter Aufmerksamkeit bei Kindern stattzufinden pflegt, über und über in Purpur getaucht, sogar der rosige Mund war geöffnet und ließ die kleinen hübschen Zähne sehen, und die Hände hielt sie erhoben, als wäre sie wirklich im Begriffe gestanden, ihrer Zusage ungetreu zu werden. Sie erschrak, als sei sie bei einem üblen Vorhaben ertappt, und fuhr rasch mit den Händchen hinter den Rücken.

„Nein, nein“, rief sie, „ich thue nichts, ich sage nichts — aber bitten darf ich doch? fügte sie leiser und zaudernd hinzu.

„Um was, mein Fräulein?“

„Um eine kleine halbe Stunde täglich vormittags, wenn Sie sonst nichts zu thun haben.“

Gerhard lächelte.

„Das ist eine Umgehung“, sagte er, mit dem

Finger drohend „eine verblümte Einkleidung für das vermeinte Compliment.“

„Nein, es ist mein Ernst“, entgegnete Lizzie, indem sie die Hand betheuernd auf die Brust legte. „Ich möchte dabei auch immer ein wenig spielen und Sie sollen mich corrigiren.“

„Ah, Sie engagiren mich also als Lehrer! Wohlan, aber ich bin streng.“

„Nachsicht möchte ich gar keine — ich will lernen.“ Lizzie sagte dies mit einem unverbrüchlichen Ernst, der ihr sehr komisch stand und Gerhard doch gefiel.

Herr von Kurusoff war herangetreten, er gab sich das Ansehen, vor Entzücken ganz außer sich zu sein.

„Endlich, endlich sind Sie doch aus dem Wolkenschleier herausgetreten“, hauchte er. „Es war unvergleichlich, und Ihnen, Miß Lizzie, verdanken wir eigentlich den Genuß. O erlauben Sie mir, Herr — Herr Strandau — köstlich fürwahr! — Herr Strandau, darf ich Sie zu Mademoiselle Aglaë führen? Sie ist gleichfalls entzückt.“

„Und hat auch nicht geklatscht“, schaltete Lizzie ein, als müßte ihr Fürwort bestimmend sein.

Gerhard ging gutmüthig mit und ließ sich die Vorstellung und sogar die ziemlich trivialen Lobsprüche gefallen, welche die beiden alten Fräulein ihm spende-

ten. Lizzie war gefolgt und an seiner Seite geblieben, als habe sie das Amt, ihn zu bevormunden und festzuhalten, wenn er etwa ungezogenerweise auszubrechen gedenke.

„Monsieur waren noch nicht in Oron?“ fuhr Mademoiselle Aglaë, ihre Patience, ganz vergessend, in ihrer Muttersprache fort. „Sie sollten da einmal ein Concert geben. Ich meine Oron la ville, nicht Oron le châtel; dort herrscht noch kein so geläuterter Geschmack. Aber Oron la ville hat doch schon an fünfhundert Einwohner und wir haben auch Concerte, o ja! Erst im letzten Winter producirte sich der berühmte Ga — wie hieß er doch gleich — ich glaube Galimé.“

„Gallimatthias“, half Lizzie aus und lachte wie ein Spitzbube.

„Nein, ich hab's — Gerimé auf dem Piston à Cornet. Nicht wahr, es ist charmant, das süße kleine Instrument?“

„O gewiß, ich liebe das Klappenposthorn ganz außerordentlich“, entgegnete Gerhard, den Lizzie's kleine Bosheit belustigt hatte.

„Ah, ich wußte es wohl — ganz Oron la ville war entzückt. Es wäre sehr hübsch von Ihnen, zu kommen. Wir nehmen erste Plätze — nicht wahr, Henriette?“

„Sehr gütig!“

„O nicht doch, man weiß, was man seinem Stande und einem solchen Talente schuldig ist. Sie kommen also? Die Herren Künstler sind ja immer auf Reisen. Ich freilich könnte mich zu einem solchen Leben schwer entschließen. Monsieur Randonet zieht auch immer umher, er hat ein großes Carrousel und einen Schießstand auf Zimmergewehre, seine Frau war sogar in Holland und bäckt vortreffliche Waffeln, aber wenn sie von einer Reise nach Hause kommen, sagt die arme Frau immer, wie sie sich freue, daß der Feldzug — so sagt sie — beendet sei. Sie bliebe sehr gern in Oron la ville und ich begreife das, es ist dort wirklich sehr hübsch, sehr angenehm und man hat seine Gesellschaft.“

Gerhard mußte an sich halten, um nicht zu lachen, um so mehr, als er hörte, wie Herr von Kurusoff seiner Sehnsucht, dieses herrliche Städtchen kennen zu lernen, Ausdruck verlieh, wofür ihn ein dankbarer Blick des Fräuleins belohnte. Um doch etwas zu sagen, fragte Gerhard, wie es die Damen über das Herz gebracht hätten, dennoch ihre so sehr geliebte Heimat zu verlassen.

Mademoiselle Henriette nahm nun das Wort. Sie erzählte eine ziemlich ausführliche Geschichte von der

Nothwendigkeit, das Haus, das sie besäßen, ein wenig auffrischen zu lassen und der Reparatur zu unterziehen.

„Die Unruhe der Handwerksleute, der Geruch des Terpentins, all die kleinen Unannehmlichkeiten", schloß sie, „man weicht ihnen am liebsten aus. Und dann ist man ja doch schon aus seiner Ruhe gerissen. Lieber einige Wochen ganz außer dem Hause zubringen, obwohl es hart genug fällt, daran zu denken, daß keine Aufsicht da ist und die Arbeitsleute uns um den Tagelohn betrügen. Aber Aglaë ist noch so jung, man muß ihr doch auch ein kleines Vergnügen machen, sie in die Welt bringen. Sie begreifen, man hat Pflichten gegen seine jüngern Geschwister, an denen man Mutterstelle vertritt. Aglaë ist so eigen, sie hat schon so viele Bewerber abgewiesen—"

„O Henriette, ich bitte Dich — Du weißt, was die Karten diesmal sagen", unterbrach Mademoiselle Aglaë mit verschämtem Lächeln, das dem nahezu fünfzigjährigen Gesichte überaus grotesk stand.

Es bot sich Gerhard eine günstige Gelegenheit, sein Lächeln zu verbergen, das ihn überkam, wenn er sich das Gehörte dahin ergänzte, daß wahrscheinlich schon seit einer Reihe von Jahren die so wichtige Reparatur des Hauses zu Oron la ville der Vorwand für die kleinen Ausflüge und Villegiaturen der beiden jungfräulichen Schwestern abgeben müsse, von denen die eine in edler

Resignation nur noch daran dachte, der jüngern das Glück der Ehe zu gewinnen. Der Hinweis auf die geheimen Prophezeiungen der Patience verrieth eine ganze Serie von ernstlichen Verhandlungen, angeregten Erwartungen und getäuschten Hoffnungen. Darum also der leidenschaftliche Blick, den Herr von Kurusoff dem reifen Mädchen zusandte, das so gut wußte, was sie ihrem Stande und wahrscheinlich auch ihrem Vermögen schuldig sei, und deshalb schon zwei Plätze für das zu gebende Concert subscribirte.

Der günstige Zufall, daß Gerhard's Lächeln unbemerkt blieb, war der Eintritt des Ehepaares Lestow, dem Graf Hilmersdorf und wie gewöhnlich Herr Markus Glückstadt auf der Ferse folgten.

Herr von Kurusoff eilte ihnen, nachdem er Mademoiselle Aglaë noch rasch ein paar bedeutungsvolle Worte zugeflüstert, entgegen.

„Schon zurück? Schon zurück?“ rief er mit allem Aufgebot seiner Stimme der Baronin zu. „Das ist eine Ueberraschung; ich dachte, Sie würden über Nacht in Saxon bleiben.“

„Saxon ist ein abscheuliches Nest“, brummte Baron Lestow, der erschreckend düster drein sah, was noch mehr auffiel, als er dabei ein Lächeln erzwingen wollte.

„Habe ich es nicht schon lange gesagt?“ bemerkte der Banquier kichernd, indem er seine beim Eintritt von der Wärme beschlagenen Augengläser abwischte und dann wieder auf die Nase zwängte. „Ich gehe zehnmal lieber mit Oesterreichern in die Hausse, das ist ein besseres Geschäft. Aber Sie und Graf Hilmersdorf wollen sich einmal cavalièrement ruiniren.“

„Das geht doch hoffentlich Sie nichts an“, fiel der Graf kühl ein, indem er sein Glas vornehm ins Auge drückte. „Haben Sie Wechsel von mir?“

„Müßte protestiren.“

„Mein Herr!“ fuhr der Graf auf, aber die Baronin, der offenbar daran lag, jeder Scene vorzubeugen, fiel scherzend ein:

„Graf Hilmersdorf verdient heute eine Belobung. Werden Sie glauben, Herr von Kurusoff, daß er gar nicht gespielt hat? Sie hätten ihn sehen sollen, wie er heldenmüthig zusah, ohne zu pointiren.“

„Wirklich?“ flüsterte der Russe. „Ich bin überrascht, daß auch Sie schon zurückgekehrt sind.“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Mußte einen neuen Ueberrock probiren, den mir der Kerl von einem Schneider heute zu bringen versprach. Nichts Besonderes für zweihundert Francs.“

„Wie? Zweihundert? Dafür kann man ja ein ganzes Haus haben.“

„Das Haus Glückstadt?“ fiel der Graf dem Banquier scharf in die Rede.

„Mich geht's nichts an, wenn Sie verschwenden wollen.“

„Der Meinung bin ich auch“, versetzte der Graf von oben herunter. Der Banquier wendete sich ärgerlich ab und nahm eine Zeitung vom Tische.

„Aber zweihundert Francs, das ist, soviel ich verstehe, wirklich enorm“, bemerkte die Baronin.

„Mein Gott, das kümmert ja mich nichts, beste Baronin“, versetzte der Graf gelangweilt; „das geht meinen Alten an. Dem werden die Rechnungen zugeschickt — der soll sie bezahlen.“

„Wie nobel!“ kicherte der Banquier halb unverständlich in seine Zeitung hinein, ohne sich umzukehren. „Kann nur Freude haben, der Alte.“

Die Baronin ging ein paar Schritte ihrer Bonne entgegen, die so eben mit dem Kleinen auf dem Arme in den Salon trat.

„Ah, da kommt Olga; komm, mein Freund, und küsse die Kleine“, rief die Baronin ihrem Gatten zu, doch als dieser nur mit dem Kopfe nickte, beschäftigte sie sich um so angelegentlicher mit dem hübschen Kinde,

das der Mutter lallend die Aermchen entgegenstreckte. „Ist klein Sarscha spazieren gewesen? Oh la chère petite, elle a les mains toutes gelées.“

Graf Hilmersdorf hatte sich indessen einen Stuhl an Mrs. Lesley's Seite gezogen, deren Gatte in der Veranda auf und ab ging. Sie warf zuerst einen Blick nach diesem, und als sie bemerkte, daß er gar nicht auf sie achte, erwiderte sie des Grafen Gruß ziemlich gleichgültig.

„Ach, schönste der Frauen“, flüsterte der junge Geck geziert „haben Sie mich erwartet? Sie sehen, ich habe mein Versprechen gehalten und nicht gespielt.“

„Ihr eigener Vortheil“, entgegnete die junge Frau, die ihre Stickerei nicht außer Acht ließ.

„Ich bin eigens so früh zurückgekommen.“

„Des Rockes wegen.“

„Und darum Ihre Kälte? Konnte ich vor aller Welt eingestehen, welcher Engel mich auf den Pfad der Tugend zurückführt? Wie, wenn es Robinson Crusoë gehört hätte?“

„Weshalb nennen Sie meinen Mann immer so?“ fragte Mrs. Lesley ungehalten.

„Mein Gott, seiner Barschheit, seines Benehmens, seiner Kleidung wegen, die nur für eine wüste Insel taugen.“

„Er trägt freilich keine Röcke für zweihundert Francs.“

„Wenn Sie mir daraus einen Vorwurf machen, holde Göttin der Vernunft, so will ich mich auch darin bessern. Ich trage nur noch härene Kutten von nun an und breite den so rasch berühmt gewordenen Rock unter Ihre Füße, wie Essex seinen Mantel unter jene der jungfräulichen Königin Beß.“

Während Graf Hilmersdorf, seinen feingeformten Fuß in der Hand, bemüht war, die Gattin „Robinson Crusoë's“ mit einer gebildeten Conversation zu beglücken, war Gerhard längst in ein ernsthaftes Gespräch mit Lizzie verflochten; er sprach englisch, was die beiden Fräulein Brocat nicht verstanden.

„Nun, Miß Lizzie“, hatte er gesagt, „was meinen Sie? Scheint es Ihnen nicht, daß die beiden achtbaren Damen den besten Beleg für meine letzthin ausgesprochene Behauptung lieferten? Ich denke, denen hätte ein bischen reisen nicht geschadet. Ihre Vaterstadt ist ihnen die Welt, ihre fünfhundert Mitbürger die Menschheit, und ihr Muscheldasein umschließt Alles, was ihnen bedeutungsvoll und wissenswerth erscheint.“

„Ei, wie undankbar!“ scherzte das Mädchen. „Muscheldasein! Solcher Spott für die ersten zwei Gönnerinnen, die Ihnen schon Plätze abgenommen zu Ihrem großen Concert in — doch ich will lieber die Stadt

nicht nennen, damit die Damen auf Ihren Hochmuth nicht aufmerksam werden. Wie schade, daß Sie nicht auch die Klappentrompete blasen, Sie würden vielleicht eines größern Erfolgs gewiß sein."

„Halt, mit Scherzen weichen Sie mir nicht aus. Gestehen Sie nur ein, daß dieses Festkleben an der Scholle, diese Brutanstalt für lächerliche verzopfte Kleinstädterei, die sich selbst in den Großstädten bis vor kurzem breit machte, endlich aufhören mußte, wenn die ganze Menschheit nicht sich selbst zur Caricatur werden sollte. Man reißt die Mauern und Wälle um die Städte nieder, um Licht und Luft einzulassen, man kann sich nicht mehr in seinen Pfählen einschließen, es gibt keine Einsiedler mehr. Das Vorurtheil, daß der Mensch trotz der mangelnden Existenzbedingungen sich nicht von der Stelle rühren solle, hat ein Ende. Das Dasein ist die Hauptsache, wie und wo kommt erst nachher. Warum soll der Mensch nicht dem Beispiele der Zugvögel oder der Nomaden folgen? Die Welt hat ja noch Platz genug, um nach frischen Weideplätzen umzusiedeln, wenn die alten erschöpft sind, um den wechselnden Jahreszeiten und dem individuellen Organismus gemäß bald den Norden, bald den Süden aufzusuchen. Ich bin überzeugt, in hundert Jahren existiren wohlorganisirte, den jetzigen Vergnügungsfahrten verhältnißmäßig ent-

sprechende Auswanderungszüge im Herbst und Frühling und der größte Theil der Menschheit lebt der Bequemlichkeit halber in riesigen Pensionen, die, den Mitteln und Bedürfnissen ihrer jeweiligen Bewohner angemessen, bis dahin wie die Pilze aus der Erde schießen werden. Die Pension von heute ist nur der Uebergang zu dem berühmten Phalanstère der socialen Utopisten. Wir werden Alles nach Maßgabe unserer Leistung oder Einzahlung gemeinsam haben. Die Frauen besonders werden daraus Vortheil ziehen, sie werden ihre Zeit nicht mehr in Haushaltungsgeschäften zersplittern, sondern Muße für ihre Ausbildung finden, mit der sie bei ihrem bekannten Scharfsinn viel rascher zu Stande kommen und den Männern, wie sie es schon lange anstreben, volle Concurenz bieten können. Die Pension ist die Grundbedingung, die Brutstätte der Frauenemancipation. Sind Sie damit nicht zufrieden? Ich will Ihnen noch mehr —"

„Halt!" fiel Lizzie ein, „auch Sie entkommen mir diesmal nicht mit Scherz."

„Ich würde mir keinen erlauben."

„Nun wird gar Spott daraus. Nein, Sie dürfen nicht aufstehen. Kommen Sie daher und bleiben Sie schön folgsam sitzen. Ich muß ernstlich mit Ihnen reden. Sie thun mir leid."

„Ach, Miß, Lizzie sehr verbunden", lachte Gerhard, indem er der Aufforderung gehorchte und sich mit humoristischer Geberde anschickte, die „ernstliche Rede" seiner kleinen Bußpredigerin anzuhören. „Ich bin bereit, aber machen Sie's gnädig; bedenken Sie, ich bin ein zu langjähriger und verhärteter Sünder, um noch Aussicht auf Bekehrung zu gewähren."

„O ich habe Erfahrungen", sagte sie, und das klang so komisch aus dem kleinen Mund, dessen Besitzerin die Kinderschuhe noch nicht abgelegt zu haben schien, daß Gerhard nochmals in ein Lachen ausbrach, das sehr respektwidrig klang. Lizzie aber verlor ihren Ernst nicht, nur ihre Wangen färbten sich ein wenig höher, als sie fortfuhr: „Mein Schwager mag doch immerhin als ein Beispiel der Umkehr gelten. Was Sie, Herr Strandau, mir als Fortschritt vorführen wollen, ist doch nichts Anderes als ein Rückfall der Menschheit in die alten uncivilsirten Gewohnheiten, wenn es auch für den ersten Blick den entgegengesetzten Anschein hat. Ihr eigener Vergleich gibt dies zu, oder erscheinen Ihnen die Zugvögel und Nomaden etwa als höher entwickelte Wesen? Bildung und Cultur entwickelten sich erst bei den ansässigen Stämmen, die Freude an der Heimat verlockt den Menschen, sie auszuschmücken,

die Freude am Besitz, ihn nach jeder Richtung zu erweitern.“

„Darum eben betrachtet der moderne Mensch die ganze Welt als seine Heimat und freut sich dieses Besitzes.“

„Dieses Gefühl kann man auch haben, wenn man zuweilen ein wenig aus seinen vier Pfählen hinausguckt, man braucht darum nicht bald hier, bald dort sein Zelt aufzuschlagen. Man kann doch nicht von der ganzen Erde persönlich Besitz ergreifen, man thut es geistig. Das Nomadisiren zerstört jede geregelte Thätigkeit, weil sie fortwährend Unterbrechungen erleidet, sogar der Geist wird ein Nomade — er weidet nur immer, schafft aber nicht.“

Gerhard sah das Mädchen verwundert an, er hatte dem kleinen Kopfe wirklich noch keine so ernsten Gedanken, dem kindlichen Sinn noch keine so strenge Logik zugetraut. Ist diese letztere ja doch selbst für gereifte und gebildete Frauen häufig nur ein steiniger Pfad, von dem jedes zu pflückende Blümchen, jede seitwärts gelegene grüne Matte, jeder lockende Schatten unwiderstehlich rechts und links abzulenken reizt.

Gerhard lachte nicht mehr nahm aber die Erwiderung dennoch leicht.

„Wie können Sie mir aber einen Vorwurf machen,

Miß Lizzie?" sagte er. „Sie sind ja selbst eine kleine Nomadin oder, wenn Sie lieber wollen, ein zierlicher Schmetterling, der hier- und dorthin flattert, nippt, wo ein Blumenkelch sich öffnet, rastet, wenn die Flügelchen ein wenig ermatten, weiter fliegt, wenn ein Lufthauch zum muntern Spiel einladet, und sich munter im Sonnenschein des Lebens badet, ohne das Bedürfniß zu fühlen, an irgend ein unvergängliches Monument der Thätigkeit, das doch der nächste Regentropfen schon hinwegwüsche, die kostbare Zeit zu verschwenden."

„Wenn Sie Recht haben", entgegnete Lizzie sehr eifrig, „so thue ich es nicht freiwillig. Nennen Sie mir eine Aufgabe. Das Leben eines Mädchens ist überhaupt ein zweckloses, man will ja gar nicht, daß wir mehr thun, als von allen Ergebnissen der Wissenschaft ein bischen naschen."

„Und mit Recht", fiel Gerhard ein. „Der Farbenzauber würde sonst abgestreift, der graziöse Schmetterling zur brummenden, emsigen Biene, die nicht nur jeden Angreifer, oft auch den Harmlosen mit ihrem Giftstachel anfällt. Ach, bleiben Sie ein Schmetterling, Miß Lizzie!"

„Ich sage Ihnen dagegen, Herr Strandau, Sie sollen Biene werden. Was bei einem Mädchen

nicht viel zu sagen hat, ist beim Manne eine Schande. Ja, das ist es."

„Ah, Miß Biene, was hab' ich Ihnen gethan?"

„Ich meine es nur gut mit Ihnen; gewiß, das thue ich", versetzte Lizzie mit der wichtig ernsten Miene eines väterlich gesinnten Präceptors. „Ein Nomade ist ein Müßiggänger. Der Mann aber soll etwas schaffen, soll mit eingreifen in seine Zeit, sonst verdient er keine Achtung."

„Dieser Ausspruch ist etwas stark. Es würde mich aber zu weit führen, wenn ich beweisen sollte, daß der Mensch schon durch sein Dasein allein wirkt und durch die Behauptung dieses Daseins seine Stelle ausfüllt, er möge sonst noch etwas leisten oder nicht. Was die Menschen Thätigkeit nennen, ist meist nur ein Hinbringen der Zeit oder ein Austausch von Kräften zum Zwecke des Daseins. Mir erscheint das Sammeln mannichfacher Eindrücke, das Auffassen und geistige Verarbeiten derselben, mit einem Wort die universelle Vervollständigung unseres Wissens, die Klärung unserer Gesammtanschauung als eine weit würdigere Aufgabe des Lebens als die meisten sogenannten zum Handwerk herabsinkenden Beschäftigungen, als — um in der wiederholt gebrauchten Metapher zu bleiben — die Ansässigmachung des Gedankens. Aber", schloß Ger-

hard entschuldigend, „ich habe vielleicht zu abstract gesprochen?“

„Das heißt, ich bin vielleicht zu beschränkt, es zu verstehen, meinen Sie. Soviel kann ich Ihnen aber doch darauf sagen, daß es Ihnen keinen Schaden, wohl aber Andern Nutzen brächte, wenn Sie diese geklärte Gesammtanschauung auch Andern zugänglich machten. Haben Sie Honig, lassen Sie auch Andere davon kosten, Sie behalten immer noch genug für sich.“

„Und wie soll ich das? Ich kann doch nicht Jedermann mit Gewalt einen Löffel voll davon eingeben?“

„Nein! Sie scherzen schon wieder; ich bin böse. Haben Sie Ihr musikalisches Talent auch nur für sich?“

„Sie meinen also, ich solle Wohlthätigkeitsconcerte geben?“

„Wer spricht davon! Schreiben Sie! Legen Sie der Welt Ihre Erfahrungen, die Sie auf Ihren Reisen gesammelt, vor. Arbeiten Sie an einer Geschichte der Musik oder suchen Sie ästhetische Fragen zu entscheiden, die Grenzen und Ziele der Kunst festzustellen. Componiren Sie und lassen Sie auch Andere die musikalischen Schwingungen nachempfinden, die durch Ihre Seele ziehen.“

Sie sah mit leuchtendem Blick zu ihm auf, er aber heftete die Augen nachdenklich an den Boden. Nach

einer kleinen Pause hob er den Kopf und es war diesmal kein Spott in seinem Lächeln.

„Lection gegen Lection", sagte er. „Morgen beginnen wir am Klavier — ich habe die erste heute schon empfangen. Wir wollen beide in unserm Eifer nicht erlahmen, da haben wir ja dann schon beide, zunächst wenigstens, eine ersprießliche Thätigkeit."

Er stand dabei auf und Lizzie folgte seinem Beispiele, was Herrn von Kurusoff, der dem langen Verkehr der Beiden mit steigendem Mißbehagen zugesehen hatte, zu der Frage bewog, ob Miß Lizzie, da das Wetter sich aufzuhellen beginne, vielleicht einen Spaziergang vorhabe.

„Comment, Herr von Kurusoff", fiel Mademoiselle Aglaë rasch ein, „Sie wollen jetzt gehen, wo so wichtige Fragen auf dem Spiele stehen? Der Coeurkönig muß noch kommen."

„Ja gewiß, gewiß, Mademoiselle", versetzte der Russe mit einem flammenden Blick, applaudirte jedoch gleich darauf, da die Baronin sich ans Pianino setzte.

Sie spielte zum Entzücken ihres kleinen Mädchens, das jubelnd in die Händchen schlug, eine Polka Mazurka von Chopin mit vieler Geläufigkeit. Lizzie sah ein wenig befangen zu Gerhard auf, der einen Moment lang aufmerksam hinhorchte.

„Sie spielt brillant", bemerkte sie schüchtern.

„Allerdings, wie man eben spielt, um zu brilliren."

Gerhard ging lächelnd auf die Veranda hinaus zu Mr. Lesley und Lizzie sah ihm mit aufgehelltem Auge nach, als hätte der Tadel sie angenehm berührt. Sie gab auch gar keine Antwort, als Herr von Kurusoff sie fragte, ob sie zu tanzen wünsche, und hörte forthüpfend auch nicht mehr, wie Mademoiselle Aglaë ihren abschweifenden Verehrer abermals zu seiner Pflicht bei der Patience zurückrief. Gleich darauf wirbelte Lizzie abwechselnd mit den kleinen Dirksons um den Zeitungstisch in der Mitte.

Das Gespräch zwischen Graf Hilmersdorf und Mrs. Lesley war unterdessen allgemeiner geworden. Es war die Rede vom Charakter und von der Kunst, denselben aus der Handschrift, ja sogar aus den Gliedmaßen, aus der Form der Hand und des Fußes zu erkennen. Der Graf streichelte wohlgefällig seinen eleganten kleinen Lackschuh. Mrs. Dirkson, die neben Mrs. Wallace auf dem Sopha saß und etwas Angenehmes sagen wollte, lobte nach ihrer Weise Graf Hilmersdorf.

„Sie müssen einen sehr zarten Charakter haben. Alle Leute mit kleinen Füßen haben einen zarten Charakter und Sie haben höchstens Nummer —"

Sie schwieg plötzlich still, denn ihr Gatte hatte sie empfindlich auf das Hühnerauge getreten und warf ihr einen warnenden Blick zu. Der Graf lächelte.

„Ich weiß zwar nicht, welche Nummer", sagte er, sich selbstbewußt zurücklehnend, „aber ich glaube in jeden Damenschuh hineinzukommen, selbst in Ihren, Mrs. Lesley."

„O, das ist denn doch ein vermessenes Unterfangen", meinte Mr. Dirkson, und seine Gattin, welche von diesem Vorschlag sehr erheitert war, bot sogleich ihren Schuh zur Probe an. Der Graf lehnte jedoch ab.

„Nein, da wäre ja kein Verdienst dabei. Ich habe ausdrücklich Mrs. Lesley genannt. Nein, nein, Sie dürfen sich jetzt nicht mehr weigern, Mrs. Lesley, meine Ehre steht auf dem Spiel."

Unter Lachen und Widerspruch drängte man die noch zögernde junge Frau, bis sie endlich erröthend nachgab und, als hätte ihr erst ein Blick nach der Veranda Muth und Trotz eingeflößt, den kleinen Schuh, den sie leicht abgestreift, unter dem Saum des Kleides hervorstieß.

Der Graf jubelte. Mit affectirter Bewegung drückte er den Seidenschuh an die Lippen, im Nu hatte er sich des Lackstiefels entledigt und zwängte nun den

Fuß mit aller Mühe in den Damenschuh, was ihm endlich auch zum großen Vergnügen der erwachsenen und kleinen Kinder gelang.

Mr. Lesley war mit Gerhard in die Thür getreten. Das Gelächter und laute Durcheinanderreden hatte sie dahin gelockt. Sie sahen überrascht den Vorgang mit an.

Die Baronin hatte eine Polka angeschlagen, und gefolgt und umhüpft von den kleinen Dirkson'schen Mädchen, tanzte der Graf mit graziösen Pas durch den Saal, gewissermaßen im Triumph an dem düster blickenden Mr. Lesley vorbei, bis er den Schuh verlor und nun im rothen Strumpfe wieder zurücklief. Den Schuh hielt er dabei mit lächerlicher Geziertheit ans Herz gedrückt und bot ihn dann, indem er sich auf ein Knie niederließ, der Besitzerin dar.

„Eigentlich sollte ich ihn für immer als Helmzier tragen", flüsterte er, aber die Worte wurden des allgemeinen Applauses und Gejubels wegen kaum gehört.

Mrs. Lesley glühte über und über. Rasch kam das Füßchen hinter der Robe hervor und schlüpfte pfeilgeschwind in den bereit gehaltenen Schuh, der nun für immer verschwand.

„Sie müssen ihn hübsch ausgedehnt haben!"—„Mrs. Lesley wird ihn verlieren!" Dergleichen Scherze wur-

den hörbar, gegen die sich der Graf wacker vertheidigte, nur Mrs. Wallace saß still und strickte sehr schnell, während ihr Mann kopfschüttelnd die Zeitung aufnahm.

Gerhard hatte starr vor Erstaunen die ganze Scene gesehen. Er wußte nicht, was er denken sollte, die Engländerinnen waren ihm ja sonst als besonders spröde und gegen alles Anstößige überaus empfindlich bekannt. Wohin hatte sich diesmal das Feingefühl der jungen Frau verirrt? Was mußte ihr Gatte empfinden?

Mr. Lesley war kreidebleich und seine farblosen Lippen bewegten sich zitternd, als wiederholten sie das gewohnte: „Shocking!“ das gerade er sonst selten genug anwendete. Seine Augenbrauen stießen über der tiefen Furche beinahe zusammen in eins und Gerhard fürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch zu erleben.

„Also daher die tiefe Schwermuth des armen Mannes“, dachte er, „dies das unerträgliche Herzeleid? Was muß es ihn kosten, sich zu beherrschen!“

Er erschrak beinahe, als er sich von dem angeredet hörte, mit dessen Loos er sich so eben noch lebhaft beschäftigt hatte.

„O, Sie lachen nicht“, sagte dieser, ohne die fest aufeinander gepreßten Zähne zu öffnen, „Sie lachen nicht — Sie sind ein edler, großmüthiger Cha-

rakter, Strandau. Ich danke Ihnen!" Er ergriff Gerhard's Hand, schüttelte sie, und ehe dieser noch eine Antwort gefunden, durchschritt er langsam den Salon, ohne seine Frau, die schüchtern und verstohlen einen Blick nach ihm warf, auch nur anzusehen.

Erst nach einiger Zeit zerstreuten Nachsinnens fiel es Gerhard auf, daß auch der Graf den Salon verlassen hatte, und blitzartig fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, es möchte nun wohl noch ein neuer Auftritt minder scherzhafter Natur zwischen den Beiden stattfinden. Er folgte einem innern Antrieb und eilte, als handle es sich, Schreckliches zu verhindern, auf den Corridor hinaus.

Niemand war da. Gerhard stieg die Treppe hinab, am Thore fand er Mr. Germain selbst und fragte diesen nach den beiden Herren.

„Hélas!" erwiderte der Franzose mit ausdrucksvoller, ein wenig theatralischer Geberde, „wo sollte Graf Ilmedor" — so nannte er ihn consequent — „sein? Auf dem Wege nach Saxon. Er ging so eben nach dem Bahnhofe hinüber. Um acht Uhr beginnt das zweite Spiel."

„Und Mr. Lesley?"

„Vielleicht auf seinem Zimmer. Hier vorbei kam er nicht, also ist er nicht ausgegangen."

Beruhigter schritt Gerhard wieder die Treppe empor, und da er sich nicht danach gestimmt fühlte, in den Salon zurückzukehren, ging er auf sein Zimmer.

Die Thür zu Streicher stand weit offen und er sah diesen mitten im Gemache, eben im Begriffe, den großen schwarzen Lederkoffer zu schließen, der Streicher's ganzen Comfort enthielt, indeß der Hausknecht schon auf denselben wartete. Gerhard trat überrascht ein.

„Wie? Du willst fort?“ fragte er.

„So, Du bist's“, erwiderte der Freund, zog den Schlüssel ab und ertheilte dem Hausknecht mimisch seine Weisung. „Ja, wie Du siehst, wenigstens aus diesem Zimmer. Der Teufel hält es hier aus. Die ganze Nacht das Gehuste und Geröchel, als säße man in Raupach's „Der Müller und sein Kind“. Was hat der Mensch, wenn er sogar im Schlafe gestört wird?“

„Aber wohin willst Du denn?“

„Herr von Kurusoff fühlt Erbarmen mit meinem Jammer — er hat mir einen Tausch angetragen. Ein ganz charmanter Mensch!“

„Wie? Er mißfiel Dir ja so sehr und nun gehst Du Verbindlichkeiten gegen ihn ein?“

„Mir? Dir hat er mißfallen, nicht mir. Ich bin Menschenkenner und lasse mich nicht vom ersten Eindrup

irre machen. Ich finde ihn sehr anständig, wie sein eigener Ausdruck lautet."

„Nun gut, aber mir ist er nicht sehr angenehm und nun soll ich ihn zum lästigen Nachbar haben."

„Aha!" höhnte Streicher, „da verräth sich der Egoist wieder einmal, der meint, Alles müsse sich nach ihm richten. Soll ich etwa schlaflose Nächte zubringen, damit Du keinen unangenehmen Nachbar hast?"

„Nein", versetzte Gerhard ruhig, „aber es thut mir leid, Dich nicht hier zu haben, um mit Dir hin und wieder ein paar Worte zu plaudern. Wozu haben wir uns denn hier ein Stelldichein gegeben, wenn wir uns doch nicht nach Herzenslust sehen und sprechen können?"

„Lächerlich! Als wenn Dir darum so sehr zu thun wäre! Wer weicht dem andern in letzter Zeit aus?"

„Du bist immer so kurz angebunden, so schlechter Laune."

„O ich bitte, fasse Dich kurz und gib Dir keine Mühe mit Anklagen, die Dich rein waschen sollen. Ich weiß recht gut, woran ich mich zu halten habe. Seitdem Du Besuche auf der Höhe machst, bist Du sehr zurückhaltend geworden und verleugnest Deine alten Freunde. Man erfährt dergleichen, wenn auch Du selber schweigst."

„Du wolltest mich ja nicht anhören."

„Nein“, fuhr Streicher heftig heraus, „ich will es auch jetzt nicht. Was geht's mich an, wo Du kleben bleibst? Iß die Suppe nur selber aus! Meinetwegen kannst Du auch in das Hänflingnest hinein heirathen und einer von den beneidenswerthen Ehemännern werden. Wünsche viel Glück!“

Gerhard sah ihm kopfschüttelnd nach, aber die letzten Worten klangen doch in seinem Ohre fort.

Einer von den glücklichen, beneidenswerthen Ehemännern!

Gehörte Mr. Lesley auch dazu? Sollte er einst diesem gleichen, ähnliche Scenen zu erleben, ähnliche Gemüthsbewegungen niederzukämpfen haben? Wäre die Ehe Jedem ein Gefängniß, in dem es nur Kerkermeister oder ihrer Freiheit Beraubte gibt? Ach, was befaßte er sich eigentlich mit Reflexionen über die Ehe! Er gedachte ja gar nicht zu heirathen. Streicher, der große Menschenkenner, wußte doch nicht etwa besser als er selbst um seine Absichten. Und Mr. Lesley, der ihm sonderbarerweise anrieth, was ihm selber so schlecht anschlug! Es waren doch seltsame Rathgeber und die Kleine, Miß Lizzie, die auch wieder ein Anderes für ihn ausfindig gemacht hatte — Jeder beschäftigte sich mit seinem Schicksale, er selber hätte nur zu gehorchen. Ob auch Adrienne so dachte? Und wenn

ihm von dorther Gefahr drohte, war sie wirklich so groß? Sollte er zurückweichen, fliehen oder in Gottes Namen dem treibenden Strome sich und seine Zukunft überlassen?

„Einer von den beneidenswerthen Ehemännern", tönte es leise äffend nach. „Viel Glück!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

ihm von dorther Gefahr drohte, war sie wirklich so groß? Sollte er zurückweichen, fliehen oder in Gottes Namen dem treibenden Strome sich und seine Zukunft überlassen?

„Einer von den beneidenswerthen Ehemännern", tönte es leise äffend nach. „Viel Glück!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.